Die
Geheimnisse von München.

Originalroman aus der Gegenwart

von

Adolf Reichner.

Erster Theil. — Erster Band.

Zweite Ausgabe.

München.
Eigenthum und Verlag von Ehegartner's Leihbibliothek.

1867.

Inhalt
des ersten Bandes.

Vorrede

zur zweiten Ausgabe.

Wenn je ein Roman einer Vorrede bedurfte, so ist es bei dem der Fall, welcher hiemit in zweiter Ausgabe dem deutschen Lesepublikum vorgeführt wird. Die Geschichte der Entstehung der „Geheimnisse von München" begründet mein Anrecht auf die Nachsicht des Lesers.

In den letzten Tagen des September vorigen Jahres forderte der Herr Verleger mich auf, ihm für das Feuilleton einer in seinem Verlage erscheinenden täglichen Zeitung einen Roman „die Geheimnisse von München" zu schreiben. Ich sagte zu, trotzdem ich einer sehr lästigen Bedingung genügen mußte, — der Bedingung nämlich: in die sofortige Herausgabe der einzelnen Blätter des Manuscripts zu willigen. — Man braucht nicht Schriftsteller zu sein, um sich einen — wenn auch nur approximativen — Begriff von der Schwierigkeit zu machen, welche in einer solchen Art der Veröffentlichung eines größeren Werkes der Fantasie liegt. Kein Material, keine Vorarbeiten waren vorhanden und doch mußte jedes einzelne Blatt, noch naß von der Feder, in die Druckerei; wenn der Anfang eines Kapitels gesetzt wurde, war das Ende desselben noch nicht geschrieben! — Angesichts dieser Thatsache glaube ich vom beurtheilenden Leser eine nachsichtige Aufnahme der „Geheimnisse von München", dieses jüngsten Produktes meiner Feder erwarten zu dürfen.

Aber jetzt schon, wo des begonnenen Werkes zweite Abtheilung noch nicht verfaßt ist, macht sich das Bedürfniß nach einer zweiten Ausgabe des bis jetzt Erschienenen geltend, der Herr Verleger will sie ediren ohne daß es mir möglich ist, die, wie ich selbst sehr gut fühle, höchst wünschenswerthe Ueberarbeitung vorzunehmen und die nothwendige letzte Feile anzulegen.

Und so wandert denn diese zweite Ausgabe unverändert hinaus; — wird sie eine so nachsichtige Aufnahme wie die erste finden? Ich weiß es nicht, aber ich wünsche es und bitte darum.

München, im März 1867.

Der Verfasser.

Erstes Kapitel.

Im Sterngarten.

In den Umgebungen der Bahnhöfe in München herrscht zum Theil noch ein Zustand der Unfertigkeit, wie wenn dieser Theil der Stadt erst im Entstehen begriffen wäre. Trotzdem gerade hier der Verkehr der lebhafteste ist, finden sich doch, namentlich auf der zur Stadt führenden Route, Baunisse vor, welche, an und für sich betrachtet, glauben machen könnten, in diesem Stadtviertel wäre das geschäftliche und gesellschaftliche Leben erstorben. An dem frequentesten Punkte des freien Platzes, welcher die Auffahrt zu den Bahnhöfen bildet, liegt eine Bierwirthschaft, der „Sterngarten" genannt. Die günstige Lage sichert diesem Biergarten einen fortwährenden Zuspruch von Gästen, welche hier das Vergnügen haben, zum Genusse des heimathlichen Lieblingsgetränkes auch eine stets kaleidoscopisch sich verändernde Staffage zu erhalten.

Im Anfang Juni 1866 ging es im Sterngarten ganz besonders lebhaft her. Die politischen Verhältnisse Deutschlands hatten sich sehr unglücksschwanger gestaltet und waren Ursache geworden, daß Bayern seine Armee mobilisirte. Die Garnison hatte eine numerische Stärke erreicht, wie vorher noch nie. Die Strassen der Hauptstadt waren überschwemmt mit Uniformen und in den öffentlichen Biergärten saßen dichtgedrängt die Soldaten, der gezwungenen Unthätigkeit fluchend. Je nach dem Charakter der Einzelnen äußerte sich der Unwille in bramarbasirendem Verlangen nach einem endlichen Ausmarsche oder in halb unterdrücktem Murren über die erfolgte Herausreißung aus lohnenderen Verhältnissen.

Sowie eine Armee mobilisirt wird, nehmen die Soldaten einen anderen Zuschnitt an. Der lungernde, unnütze Garnisonssoldat vertauscht das Gefühl des Ueberflüssigseins mit dem ungleich erhebenderen Bewußtsein, daß

man seiner bedürfe und wenn auch in Gemäßheit der Construction des bayerischen Heeres das Capitel von Erwägungen und Berechnungen, namentlich in abstracten Dingen, in den Soldaten nur eine unklare Empfindung ist, so ist es darum doch nicht ganz abwesend. In solchen Zeiten, wie diejenigen sind, von denen ich spreche, dominirt ein Ton von Selbstvergessenheit, Gleichgültigkeit und Leichtsinn in soldatischen Kreisen, wie ihn vor Jahrhunderten die Epoche der Landsknechte geboren und dessen wir uns bis zur Stunde noch immer nicht gänzlich zu entschlagen vermochten.

„Kellnerin, Bier her", schrie ein junger Infanterist in der schmucken Uniform des Leibregiments, „so viel Du Krüge tragen kannst!"

„Bravo" tönte es im Chorus vom Tische, „Du bist ein Teufelskerl!"

„Alles versoffen vor mei'm End
Macht ein richtig's Testament"

sang der mit dem Prädikat „Teufelskerl" Beehrte und schwang den steinernen Maßkrug und

„Hoch, hoch und hoch" brüllte die Gesellschaft des Tisches.

Durch den Beifall aufgemuntert gefiel sich der Soldat immer mehr in seiner ausgelassenen Lustigkeit.

„Ach was" rief er, „mit Euch ist ja nichts anzufangen, Ihr seid zu nichts zu brauchen. Wenn Einer einen tollen Streich durchführt, so könnt Ihr wohl schreien aber durchhelfen, wenn er in der Patsche sitzt, das laßt Ihr wohl bleiben."

„Das ist nicht wahr, Seppel", fuhr ein Anderer auf, „habe ich Dir nicht durchgeholfen als Du letzthin Abends nicht beim Zapfenstreich zu Hause warst?"

„Ja, das ist wahr" antwortete Seppel.

„Wie hast Du das gemacht?" frug neugierig ein Dritter.

„Nun, er hat wahrscheinlich den Corporal abgeschmiert," meinte ein Vierter.

„Das geht bei unserer Compagnie nicht," belehrte die Cameraden derjenige, welcher den Streich ausgeführt, „denn wenn da der Corporal visitirt hat, so visitirt der Feldwebel nach und mit dem ist nichts anzufangen."

„Was habt Ihr denn für einen Feldwebel?"

„Müller heißt er, ein ächter Schuhriegler."

„Ledig oder verheirathet?"

„Der und verheirathet, wo denkst du hin?"

„Dann ist's schlimm, ich möchte zu keiner Compagnie, wo der Feldwebel ledig ist."

„Warum?"

„Man sieht schon, daß Du noch nicht viel Commißbrod gegessen hast, sonst würdest du nicht so fragen. Wenn ein Feldwebel verheirathet ist, so macht sich seine Frau auf irgend eine Weise einen Nebenverdienst; entweder marketendert und wirthschaftet sie oder sie näht und dergleichen und da läßt man dort etwas Geld sitzen, dann hat man gleich auch den Mann zum Freund, und wenn man kein Geld hat, so erweist man ihr kleine Gefälligkeiten, hilft ihr beim Putzen, Wasserholen, Holzspalten oder Kinderwarten. Dafür drückt dann der Feldwebel auch mitunter ein Auge zu, gibt Dir blinde oder Nachtposten, schanzt Dir Lohnwachen zu und läßt Dich beim Herrendienst frei."

„Aber die Geschichte, die Geschichte —" drängten die Andern.

„Nun also" begann der Unterbrochene wieder, „ich machte es anders. Wir hatten an dem Tage frisch Brod gefaßt. Ich nahm des Seppels Laib und legte ihn auf die braune Seite auf den Kopfpolster. Aus den Leintüchern drehte ich eine Figur, damit sich die Gestalt eines Mannes durch die darüber gebreitete Decke abzeichne und nachdem ich die Decke so hoch heraufgezogen, daß blos mehr der halbe Brodlaib herausguckte, war der ganze Spaß fertig. Weder der Corporal noch der Feldwebel bemerkte, daß es nicht der Seppel war, der im Bette lag, sondern nur Leintücher und ein Brodlaib."

Ein wieherndes Gelächter lohnte den Erzähler für seine Geschichte wie für die That selber.

„Teufel auch" fluchte Einer aus der Gesellschaft, „wir versäumen uns ja, es ist ja gleich Zapfenstreich und der Weg zur Kaserne ist weit."

„Kaserne hin, Kaserne her" schrie Seppel, welcher nachgerade unter den Einwirkungen des Bieres, wie des aufregenden Schreiens litt, „heut bin ich nun einmal fidel und gehe nicht heim."

„Ich habe keine Lust, eine Woche in die Strafstube zu wandern," meinte bedächtig ein Kamerad.

„Da haben wir's" rief der Angetrunkene, „weil kein Zusammenhalten unter uns ist, geht auch Alles schief."

„Willst Du es etwa hindern, daß wir um 9 Uhr schon zu Hause sein müssen?" höhnte der Andere.

„Ja ich", schrie Seppel und schlug mit den Fäusten auf den Tisch, daß das Bier in den Krügen in die Höhe sprang, „wenn Ihr mit mir zusammenhaltet, so setzen wir's durch."

Die Soldaten der andern Tische waren auf das lärmende Treiben der Trinker aufmerksam geworden und horchten auf. Seppel bemerkte das und erhob seine Stimme, damit ihn auch alle anwesenden Soldaten verstehen möchten.

„Kameraden" begann er, „Ihr seid gewiß mit mir einverstanden, daß wir keine alten Spitalfrauen sind, die beim Gebetläuten nach Hause gehören. Es ist eine niederträchtige Schinderei, daß man uns wie Buben zumuthet, um 9 Uhr Abends heimzugehen und uns ins Bett zu legen. Wir wollen das künftig nicht mehr dulden. Wißt Ihr was? Wir haben das Mittel uns zu helfen in der Hand. Wenn ein Einzelner nicht heimgeht, so steckt man ihn in die Strafstube, wenn wir aber Alle miteinander nicht heimgehen, so möcht ich die Kaserne sehen, wo es genug Strafstuben gäbe, uns alle einzusperren, vorausgesetzt, daß wir es uns gefallen ließen."

Die umstehenden Soldaten sprachen ihren Beifall aus, aber doch hatten sie nicht den Muth, den Vorschlag Seppels anzunehmen. Einzelne wollten sich entferuen, doch die Ungeberdigsten hielten sie auf, drohten ihnen, sie als schlechte Kameraden und feige Bursche zu behandeln und zwangen sie so, zu bleiben.

Jede Begeisterung, sei es für eine gute oder für eine schlimme Sache, pflegt in unseren niederen Volksschichten auszulöschen, wenn ihr nicht durch reelle Genüsse nachgeholfen wird. Seppel, der Held des Abends, mochte dies ebenfalls einsehen, denn er ließ ein Faß Bier auflegen, das er und seine Kameraden unter geräuschvollem Jubel leerten.

Es dauerte indeß nicht allzulange, als die Freude der Trinker eine Störung erlitt. Das excessive Benehmen der Soldaten war zur Meldung gekommen und hatte die Absendung einer Patrouille veranlaßt, welche den Auftrag hatte, die Störrigen zum Gehorsam zu bringen und die Haupträdelsführer zu verhaften. Die abgesendete Patrouillenmannschaft weigerte sich zwar nicht, ihren Befehlen zu gehorchen und schritt auch scheinbar ein, da sich die Excedenten aber darauf beschränkten, ihrer Widerspenstigkeit durch Pfeifen und Schreien Luft zu machen, so hatte sie um so weniger Lust, ernsthaft aufzutreten, als sie wegen eines Vergehens requirirt worden war, das zu begehen sie selbst eine große Lust verspürte.

Seppel, welcher durch seinen Vorschlag, noch mehr aber durch seine Freigebigkeit in Bier, gewissermassen zum Anführer der Renitenten sich aufgeworfen hatte, hielt aber seinen Zweck, wenigstens für heute, erreicht, denn er gab das Zeichen zur Nachgiebigkeit, indem er unter die Patrouillenmannschaft sich stellte und höhnisch juchzte:

„Geht's Bub'n, geh'n wir, jetzt haben wir ja ein so nobles Geleit, wie der Erzbischof am Frohnleichnam, aber morgen kommen wir wieder zusammen, nicht wahr?" —

Seinem Beispiele folgten die Andern.

Der bedeutungslose Erceß hatte sein Ende erreicht.

Zweites Kapitel.

Instruktionen.

Im staatlichen wie socialen Leben kommen Perioden, in denen eine kleine Eruption von wohlthätiger Nachwirkung auf den Gesammtorganismus ist, ähnlich wie in manchen Krankheitsfällen eine gewaltsame Ausscheidung ungesunder Stoffe die Thätigkeit des Körpers wieder in's gewohnte Geleise bringt. — In München sind die Bierkrawalle endemisch und bewähren sich nicht selten als willkommene Ableiter größerer Mißhelligkeiten. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet haben sie auch bis zu einem gewissen Grade das Bürgerrecht erworben und genießen schon längst nicht mehr einer so weitgehenden Beachtung, wie sie selbe unter anderen Umständen verdienen würden. Kein Wunder also, daß der kleine Krawall im „Sterngarten" im Allgemeinen keine sonderliche Beachtung fand und des kommenden Tages nur sehr wenig diskutirt wurde.

Seppel, der Rädelsführer, fühlte sich gehoben, weil es ihm gelungen, seinen Willen durchzusetzen, vielleicht auch aus andern Gründen, wie man im Verlaufe der Begebenheiten errathen wird. Eine unbegreifliche Nachsicht hatte von einer Disciplinareinschreitung gegen die Excedenten Umgang genommen und in Folge dieses Umstandes schwoll den Tumultuanten der Uebermuth noch mehr. Am Morgen nach dem Auftritte im „Sterngarten" verließ

Seppel seine Kaserne. Er sagte nicht, wohin er gehe und verbat sich auch jede Begleitung, obwohl ihm eine solche von Kameraden mehrfach angeboten wurde. Es ist ein unangenehmes Attribut jeder Popularität, daß sich sehr gerne Aftersonnen an sie hängen und Seppel war in seinen Kreisen, namentlich seit dem vorhergegangenen Abend, eine Person von Bedeutung geworden. — Er ging durch verschiedene Straßen, kreuz und quer, ganz wie Jemand zu thun pflegt, der aus seinem Wege allenfallsigen Beobachtern ein Geheimniß zu machen gesonnen ist. Endlich stand er vor einem eleganten Privathause in der Karlsstraße. Er schaute noch einmal um sich, ob ihn nicht ein Vorgesetzter oder Bekannter gewahre und trat dann ein.

Den jungen Soldaten verließ die Miene der Zuversichtlichkeit, welche er bisher an den Tag gelegt hatte von dem Augenblicke an, wo er in das Haus trat, — sein Wesen nahm etwas Gedrücktes und Unfreies an, wie es allen Leuten eigen ist, welche im Unklaren sind, ob sie Lob oder Tadel verdient haben oder ernten werden. Etwas zaghaft betrat er das zweite Stockwerk und in diesem ein einfaches Vorzimmer, in das er, ohne anläuten zu müssen, gelangen konnte. — Ein Diener, halb in Livré d. h. statt des Gehrockes mit einem Hauswamms bekleidet, stand vor einem Pfeilertische und stäubte eben die große darauf befindliche Standlampe ab, welche die Bestimmung hatte, das Vorzimmer im Winter zu erleuchten, in der gegenwärtigen Jahreszeit aber in zeitweilige Disponiblität gekommen war.

Mit einem gnädigen Kopfnicken beantwortete der Diener den demuthsvollen Gruß Seppels.

„Ist der Herr Baron schon zu sprechen?“ frug der schüchterne Soldat.

„Mehr als das, mein Lieber“ antwortete im Tone der Herablassung der Diener. „Der Herr Baron haben sogar bereits gefragt nach Ih — —.“ Das letzte Wort sprach der Bediente sehr undeutlich aus, so daß es ebenso gut für „Ihnen“ als für „Ihm“ genommen werden konnte. Er in seiner bevorzugten Stellung als Kammerdiener mochte wohl nicht geneigt sein, den wie das Bild der Verdutztheit vor ihm stehenden Soldaten mit „Sie“ anzureden.

„So —“ entgegnete Seppel, wissen Sie nicht, was —“

„Pst“ unterbrach ihn der Lakai, welcher die Frage Seppels vorhersah und sich die für einen Bedienten stets fatale Blöße, eingestehen zu sollen, daß er etwas nicht wisse, nicht geben wollte. „Ich bitte nicht zu vergessen, daß unser Einer niemals indiscret ist und auf keine neugierige oder un-

zeitige Frage antwortet; es wäre also ganz unnütze Mühe, uns ausfragen zu wollen. — Ich höre Geräusch im Studierzimmer des Herrn Barons. Ich werde ihm sagen, daß Jemand da sei."

Bei diesen Worten verschwand der Diener durch eine der Thüren, deren das Vorzimmer drei hatte. Seppel blieb allein zurück, allein mit seinen Gedanken. Sie waren nicht der angenehmsten Art. Von Hause aus ein ächtes Kind des Volkes d. h. lebensfroh und lustig, wenn sich diese Lustigkeit auch meist mit einer gewissen Derbheit kundgab, hatte er mit der Leuten seines Schlages eigenen Geradheit verabscheuen gelernt, das willenlose Werkzeug in der Hand unbegriffener Anderer zu sein. Er würde sich niemals freiwillig dazu hergegeben haben und fügte sich darum auch nur höchst ungerne in seine gegenwärtige unbehagliche Situation. Aber eine Macht, gegen die er sich nicht auflehnen durfte und konnte, machte ihn zum gehorsamen Sklaven.

Der zurückkehrende Diener machte seinen Meditationen ein Ende.

„Eintreten" sagte er zu ihm, wieder das fatale „Sie" umgehend.

Seppel gehorchte.

Der Baron saß am Frühstückstische, hielt den am Morgen ausgegebenen Theaterzettel in der Hand und rauchte eine russische Cigarette deren Duft das ganze Zimmer erfüllte.

Seppel blieb an der Thüre stehen und drehte verlegen seine Schirmmütze in den Händen.

Der Baron schien aufmerksam den gelben Zettel zu studiren, wie deren das Aktientheater auszugeben pflegt, ohne daß er dem Eingetretenen Aufmerksamkeit schenkte. Es war ein Mann, über dessen Jahre man sich nur schwer eine Schätzung machen konnt. Haar, Bart und Zähne waren sorgfältig gepflegt und auch der Teint deutete auf Jugend, doch waren die Farben zu regelmäßig, als daß man sie unbedingt für Natur hätte nehmen können. Nachdem er seine Lektüre beendet, nahm er das Binocle vom Auge, legte den Zettel zu den Zeitungen und indem er sich, eine neue Cigarette drehend, in den Fauteuil zurücklegte, sprach er, doch noch immer ohne Seppel anzusehen:

„Erzählen Sie".

Erst ziemlich unsicher, bald aber in seiner Rede sich fassend, begann Seppel seinen Bericht, wie er gestern Abend mit einigen Kameraden den „Sterngarten" besucht, wie sie dort fleißig Bier getrunken und er das Ge-

spräch auf die Plage des Zapfenstreichs gebracht habe. Die Kameraden hätten ihm zugestimmt, daß sie sich solchen Zwang nicht mehr länger gefallen lassen wollten und wie er sie endlich beredet habe, nicht nach Hause zu gehen. Dann sei eine Patrouille gekommen und als bei deren Anblick seine Kameraden Angst bekommen hätten, sei auch er nach Hause gegangen.

„Wir haben uns aber verabredet, daß wir heute Abend wieder im „Sterngarten" zusammenkommen wollen" schloß er seinen Bericht.

„Ich bin nicht unzufrieden mit Dir" sprach der Baron, während er den Rauch schluckte, um ihn langsam wieder auszustoßen, „aber Du hast erst einen sehr kleinen Theil Deiner Aufgabe erfüllt, ich erwarte, daß Du heute Abend die Angelegenheit zum Abschlusse bringst."

„Und was muß ich thun, Herr Baron?" frug seufzend der Soldat.

„Nachdem Ihr Euch verabredet habt, heute Abend Euch wieder zu versammeln, wirst Du nicht fehlen. Es wird vermuthlich eine Sauvegarde da sein, entweder mußt Du diese dadurch unschädlich machen, daß sie mittrinkt, oder Du mußt dafür sorgen, daß sie einzuschreiten versucht. Im letzteren Falle wirst Du sie unfehlbar hinauswerfen. Merke Dir, sowie es einen Exzeß, ja sobald es nur ein Gedränge gibt, mußt Du einige Gläser zerbrechen oder Krüge unter einen Knäuel Menschen werfen, so etwas steckt an und ohne zu wissen woher, glauben sich dann die Leute angegriffen und setzen sich zur Wehre. Du sorgst dafür, daß es dann brav Scherben gebe, an Schreien und Lärmen wird es dann auch nicht fehlen und wenn auch Niemand Widerstand leistet, so müßt Ihr doch so lange fortkrakehlen bis Militär erscheint. Wenn Gendarmen und Patrouillen kommen, so werden sie verhöhnt und ausgepfiffen, — habt keine Sorge, sie thun Euch nichts, denn ihre Instruktionen sind strenge, — von ihren Waffen machen sie erst Gebrauch, wenn ein Polizeikommissär ein paarmal die Aufruhrakte verlesen. Wenn der Skandal an dem einen Orte ordentlich im Gange, so begibst Du Dich an einen andern, damit es den Anschein gewinne, als ob zwischen verschiedenen Punkten eine Verabredung stattgefunden. — Im Uebrigen kommt Dir hiebei Deine angeborne Rauflust zu Statten. Wenn ich mit Dir zufrieden sein kann, so wirst Du morgen hier bei mir Dich einfinden und Deinen Lohn in Empfang nehmen. Verstanden?"

„Ach, Herr Baron, was soll dann aber aus mir werden?" frug Seppel, „wenn die Geschichte schief geht, so arretiren sie mich und ich werde prozessirt, am Ende gar auf die Festung Oberhaus geschickt."

„Bah", erwiderte gelassen der Baron, was thust Du denn? Du machst Krakehl wie die Andern und wenn Du so dumm bist, Dich erwischen zu lassen, so geschieht Dir ganz recht, — übrigens blühen Dir, wenn dies auch der Fall sein sollte, höchstens ein paar Tage Arrest und das ist doch wohl erträglicher, als wenn ich den Mund anfmachen sollte."

Da bei diesen Worten der Baron zum Erstenmale den Soldaten ansah, sein Blick aber fast drohend den Burschen fixirte, so war dessen schwacher Widerstand bereits gehoben, denn er klappte wie ein Taschenmesser zusammen und beeilte sich zu sagen:

„Wie Sie befehlen, Herr Baron."

„Und hier" sprach dieser, „hast Du Geld für Dich und einige Kameraden. Doch sei vorsichtig. Wenn Du zu viel Geld sehen lassen solltest, würdest Du auffallen, — nun Gott befohlen. Morgen um diese Zeit." —

Der Baron hatte schon wieder seine Gleichgültigkeit angenommen, das Glas auf die Nase geklemmt und angefangen die „Neuesten Nachrichten" zu lesen.

Seppel empfahl sich, indem er militärisch „Kehrt" machte, daß man die Spur seines linken Absatzes auf dem gebohnten Boden sah. —

Eine halbe Minute darauf war er auf der Straße.

Drittes Kapitel.

Eine Choristin.

Privatisiren! Mit diesem einen Worte verbindet sich der Gedanke an eine endlose Kette von Feiertagen voll Lebensfreuden und Genuß! Aber nur für denjenigen, welcher im Joche einer oft widerwärtigen Berufsthätigkeit sich abarbeitet und darum das Monopol des Nichtsthuns als schätzenswertheste Perspektive betrachtet. Unsere Zeit hat dem Worte „privatisiren" die althergebrachte ausschließliche Bedeutung geraubt und damit einige neue Lesarten verbunden. Privatisiren nennt es der arbeitsscheue Hauswirth, wenn er mit einigen Thalern Vermögen in die Hauptstadt zieht und dort durch

Wucher und Blutsaugerei sein Geld umsetzt, daß ihm der Schweiß Anderer eine Rente abwerfe, welche er auf ehrliche Weise durch Arbeit zu verdienen nicht im Stande wäre; jetzt ist aus dem „Privatier" ein Geschäftsmann geworden, welcher nichts weniger thut als das, was sein Name besagt. — Dies ist eine der neuen Spielarten des „Privatisirens", — ungleich älter ist diejenige, von der jetzt die Rede sein soll.

Wenn der Palmsonntag vorüber ist, so sind die Thore der provinzlichen Musenhallen großentheils geschlossen. Zerstreut nach allen Richtungen der Windrose ziehen die heimathlosen Jünger der Kunst durch die Welt. Glücklich der, welcher an einer Sommerbühne ein Engagement gefunden, — er begräbt damit zwar das Gefühl ein „Künstler" zu sein, aber er tauscht dagegen die Beruhigung ein, daß er für die Dauer der für die Theater ungünstigsten Zeit — Sommer — vor Mangel und Brodlosigkeit geschützt sei.

Es ist nicht allen Menschen gegeben, das Loos eines hungernden Künstlers dem eines gesättigten Schauspielers vorzuziehen. Aber nur Wenige sind in dem Fall, ein Unterkommen bei den zum Glück nur in schwacher Anzahl vertretenen Tagtheatern zu finden, die Uebrigen „privatisiren". An den Orten, wo sie während der Wintersaison Engagement gefunden hatten, ist ihres Bleibens nicht, sie ziehen sich nach der Hauptstadt, dem Centralpunkt des Theaterverkehrs und da rücken sie denn gleichzeitig mit dem Osterhasen an: Der Karl Moor von Straubing, die Griseldis von Ingolstadt, der Ingomar vou Passau und die Maria Stuart von Landshut u. s. w. u. s. w. Man kennt sie an den Moden des vergangenen Jahres, an ihrer nonchalent sein sollenden Unbehilflichkeit und an dem vielen Umherbummeln und Gaffen in den Strassen. — Wie und wovon sie leben, ist bei Vielen ein ewig unaufgelöstes Räthsel, aber verhungert ist noch Keiner und wenn der Herbst herankommt, wenn in allen den kleinen Provinzstädtchen „die Bretter sind, die Pfosten aufgeschlagen," so verschwinden sie wieder. Begegnet man dort dann schwunghaft einherschreitenden Menschen mit abgehärmtem Teint, fadenscheinigem Rocke, versteckter Wäsche und krummgetretenen Stiefeln, so war es einer jener Unglücklichen, welcher während des Sommers „privatisirte." Künstlers Erdenwallen.

Heuer — der Leser weiß aus dem ersten Kapitel dieser bescheidenen Erzählung, daß das Jahr 1866 damit gemeint ist — waren die Aussichten für die Bühnenmitglieder der Provinztheater ganz besonders trübe. Der politische Horizont hatte sich schwer umdüstert und die Furcht vor den Schreck-

nissen des ausbrechenden Krieges ließ keinen Gedanken an die heiteren Spiele der Kunst aufkommen. Viele Theater, die sonst während der Sommerzeit spielten, wie z. B. an Badeorten, wurden ganz geschlossen, alle Bühnen, wo es nur irgend möglich war, reduzirten. Die Zahl der Kunstnomaden und der Umfang des Kunstproletariats wuchs. München war überschwemmt mit gezwungen privatisirenden Schauspielern und Schauspielerinen.

Es war ein schöner sonniger Spätnachmittag als durch das Thal, vom Innern der Stadt kommend, eine weibliche Gestalt dem Isarthore zuschritt. Ihr Gang war aufrecht und gewissermaßen sicher, doch keineswegs herausfordernd, ihr Anzug war einfach, reinlich, aber doch nicht in der Art, wie ihn Leute der gewöhnlichen Klasse zu tragen pflegen. Es war eine gewisse Absichtlichkeit, dem Aeußeren einen möglichst vortheilhaften Eindruck zu sichern, nicht zu verkennen. Je weiter die Frau oder das Mädchen ging, desto langsamer wurden ihre Schritte, es schien als ob sie überlegte, ob sie den eingeschlagenen Weg fortsetzen solle oder nicht. An der Isarbrücke endlich angekommen blieb sie am zugänglichen Ufer stehen und sah in den Fluß. Es war ein hübsches Weib. Ein bleiches, fein profilirtes Gesicht war von dunklem Haar umrahmt, das den bleichen Teint nur noch fahler erscheinen ließ; um die Augen hatte sich das durchsichtig zartblaue Kolorit gelagert, welches Zeugniß von vielen vergossenen Thränen ablegt und um den kleinen Mund, dessen Lippen erblaßt waren, spielte jener unsagbare Zug, der der unausbleibliche Schatten des Kummers ist und vor der Zeit altern läßt. —

„Wie wohl wäre mir da unten," murmelte das Mädchen, denn ein solches war die Grübelnde, „allem Elend, allem Kummer, aller Noth wäre ich auf einmal entronnen, wenn ich mich entschlösse, mich da unten zu betten — es klingt so verführerisch herauf aus dem feuchten Grabe, — was soll ich auch zögern?" — und mit jener den Glücklichen unbekannten, unerklärbaren Wollust gab sich das Mädchen dem Gedanken hin, der leise gemurmelten Aufforderung des Flusses zu folgen. Es ist ein gefährliches Ding, um die Betrachtung eines fließenden Wassers. Es spricht eine wort lose Sprache, welche namenlich den Unglücklichen verständlich ist und wi wenn eine geheimnißvolle Zauberei durch das monotone Geräusch hindurch spräche, klingt das leise Rauschen an das Ohr des Lauschers, ihm unermüdlich das gleichförmige „Komm', komm'" zuraunend. Das Rasseln der Wagen klang wie aus weiter Ferne in unbestimmten Tönen an das Ohr des Mädchens und störte nicht den Gedankengang desselben, da ertönten

aber plötzlich lachende, singende Kinderstimmen dicht hinter ihm und rissen es aus dem Zauber, in dem es sich gefangen sah. Es waren Kinder, welche gekommen waren, Steine in das Wasser zu werfen und sich an den Ringeln zu erfreuen, welche dieses Spiel hervorrief. Wie vom Stich eines Insektes getroffen zuckte die Unglückliche zusammen, ein Gedanke durchirrte blitzartig ihr Gehirn, — sie durfte ja nicht daran denken, ihrem Elende ein Ende zu machen, denn sie hatte ernste heilige Pflichten zu erfüllen. Und wie wenn sie glaubte, daß sie durch vermehrten Eifer die ihren vorigen Gedanken gegönnte Zeit wieder einbringen müsse, eilte sie weiter über die Brücken der Isar der Vorstadt zu.

In einer ärmlichen Dachwohnung, in einem der vielen kleinen Gäßchen der Au, finden wir das Mädchen kurze Zeit darauf wieder, — es hat den einfachen Kragen abgenommen und den Hut auf den einzigen Schrank gelegt, welcher in dem Stübchen war und ein Paar seiner fehlenden Beine durch untergeschobene Holzstücke ersetzt bekommen hatte. Es hatte ein Kind im Arme und beugte sich darüber, indeß große siedendheiße Zähren über sein Angesicht rollten und das grobe Kissen benetzten. Ach diese glühenden Perlen waren ja das Einzige, was die unglückliche Mutter dem armen Würmchen zu bieten vermochte, das mit ermattetem Geschrei und in den Mund gesteckten Händchen das Bedürfniß nach Nahrung kundgab. Es gibt kein größeres Weh, als die Schmerzen einer Mutter, welche unvermögend ist, ihrem hiflosen Kinde die nothwendige Nahrung zu reichen; — eigener Mangel und selbstempfundene Noth sind Wonneseligkeiten im Vergleiche zu der entsetzlichen Qual einer in ihrem Kinde darbenden Mutter.

Wer war die Unglückliche, welche hier auf dem Standpunkte angekommen war, wo jeder weitere Schritt entweder zum Verbrechen oder zum Wahnsinn führt? — Leser, ich will es Dir sagen, aber ich bitte Dich, sei nicht vorschnell mit einem lieblosen Urtheil, das Du vielleicht schon parat hast, weil es so gang und gebe ist. Die unglückliche Mutter des hungernden Kindes ist eine Choristin, eines jener beklagenswerthen Geschöpfe, für die man zu viel Verdammung und zu wenig Theilnahme und Gerechtigkeit zu haben pflegt.

Helene Stein war das außereheliche Kind einer Nätherin, welche erst nach der Geburt des Mädchens einsah, wie thöricht sie gehandelt, als sie Jahre lang den falschen Betheuerungen eines Geliebten geglaubt, an dem sie mit rührender Treue gehangen. Nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge

wurde der Geliebte und Vater eines Tages gewahr, daß es für ihn doch eigentlich schrecklich lächerlich wäre, wenn er sich mit einem Mädchen verheirathen würde, deren Reize nachgerade abblühten und welche ihm gar nichts weiter zu bieten hatte als ihre Neigung.

Er entschloß sich daher zu einer „standesgemäßen“ Parthie, heirathete die Tochter einer angesehenen Familie, welche zwar keine persönlichen Vorzüge, aber ebenso viel Geld hatte, wie er, und verließ seine bisherige Geliebte. — Zwar konnte er sich der Errungenschaften seiner Vernunftheirath nicht lange erfreuen, denn er starb bald nach seiner Vermählung, — aber das arme, verlassene Mädchen sammt dem unschuldigen Kinde blieb zurück ohne Ernährer, ohne Vater, ohne Namen. — Verlassene Geliebte pflegen nur auf der Bühne und in französischen Romanen an gebrochenem Herzen zu sterben, — im gewöhnlichen Leben kommt das nicht vor, aber hingegen sind diejenigen Fälle, wo eine Herzenstäuschung wie ein Krebsschaden unausgesetzt im Innern wüthet und nach und nach das ganze Ich zerstört, viel häufiger, als ein oberflächlicher Beurtheiler der Welt glaubt. Helenens Mutter raufte sich nicht die Haare, wüthete nicht gegen sich selbst, aber die Elastizität ihres Geistes war gebrochen und ihr Gesichtskreis verengte sich. Sie arbeitete, weil sie für sich und für ihr Kind sorgen mußte, sie arbeitete unermüdlich, um des Lebens Nothwendigkeiten bestreiten zu können, — durch diese Anstrengung wurde des Körpers Wohlbefinden beeinträchtigt, eine moralische Kraft war nicht vorhanden und so erlag die Arme bald dem eingetretenen Ungemach: — Schwindsucht nannte der Armenarzt die Ursache ihres Todes. — Die kleine Helene war damals ein hübsches Mädchen von vierzehn Jahren, die in der letzten Zeit während der Krankheit der Mutter statt deren viele Arbeiten geliefert und wenn auch unter Noth und nicht selten eigener Entbehrung doch in ihrem Fleiß die Mittel gefunden hatte, sich und der kränklichen Mutter das freudenlose Leben zu fristen. Aber nach dem Tode der Mutter trat eine Aenderung in den Verhältnissen ein. Die Arbeiten, welche man der Mutter anvertraut hatte, bestellte man nicht mehr der Tochter. In den Magazinen, aus welchen die Mutter Arbeiten bekommen hatte, nahm man Bedenken, dergleichen auch dem halbgewachsenen Mädchen zur Ausführung zu überlassen und hielt die entschiedenen Betheurungen Helenens, daß ja sie, und nicht die kranke Mutter es gewesen, welche in letzter Zeit die Arbeiten gefertiget, für jugendliche Dreistigkeit und Selbstüberschätzung. Niedergeschlagen kehrte Helene —

hungernd und frierend — eines Tages nach einem solchen Fehlgange nach der bescheidenen Wohnung zurück, aus der seit dem Tode der Mutter nach und nach alles Verwerthbare verschwunden war. Da begegnete ihr ein anderes, etwas älteres Mädchen, das mit ihr noch aus der Schulzeit bekannt war. Diesem klagte sie ihr Herzeleid.

„Da weiß ich Dir ein Mittel, Helene,“ sprach die Schulfreundin. „Siehst Du, mir ging es ähnlich wie Dir. Ich hatte auch nichts mehr zu nagen und zu beißen, hatte überdem keine weiblichen Arbeiten gelernt, von denen ich mich hätte nähren können, da war guter Rath theuer. Aber ich wußte mir doch zu helfen: ich ging zum Theater.“

„Du?“ frug erstaunt Helene, „ja woher hast Du denn das gelernt?“

„Bah,“ lachte die Aeltere, „dazu braucht man nichts gelernt zu haben, als sich ein Bischen ordentlich anzuziehen, vorausgesetzt, daß man ein hübsches Gesicht hat. Nun und das hätten wir Beide wohl so ziemlich“, setzte sie drollig hinzu.

Man denke sich ein vierzehnjähriges Mädchen, halb noch Kind, alleinstehend auf der Welt, hungernd und frierend, und biete ihm eine Zukunft an, welche ihm Abhilfe seiner Noth verheißt und man wird keinen Augenblick im Zweifel sein, welches die Antwort sein werde, die man auf das Anerbieten erhält.

Helene ließ sich durch die Freundin dem Direktor des Auer-Theaters vorstellen und da sie, eingedenk einer erhaltenen Instruktion der Freundin, sehr demuthsvoll der Frau Direktorin beide Hände geküßt und die geschmacklos aber reich mit Schmuck überladene Dame nie anders als mit „Gnädige Frau“ anredete, so fand sie trotz ihrer unentwickelten Formen und ungeachtet des Mangels jeglicher Vorbildung Gnade und wurde engagirt: — engagirt als Statistin mit einer Gage von wenigen Kreuzern für jedesmaliges Auftreten. —

Unsere Gesetze enthalten — sicher sehr gut gemeinte — Verordnungen, welche vermuthlich die Bestimmung haben, die Sittlichkeit zu heben. Die verschiedenen Paragrafen des Strafgesetzbuches führen die Bussen auf, denen der Uebertreter der Sittlichkeitsverordnugen unterworfen wird und sie dehnen ihre Vorsorglichkeit sogar bis zu Freiheitsstrafen für den Ehebruch aus, aber darum pflegt man sich blutwenig zu bekümmern, die Herde der Unsittlichkeit zu überwachen. Jeder Großstädter weiß, daß an den Nebenbühnen eine Anzahl junger und hübscher Mädchen ist, welche so viel wie

gar keine Gage beziehen, denn die paar Kreuzer, welche ihnen als Gehalt für Statisterei und Komparserie ausbezahlt werden, reichen kaum hin, die Toilette zu bestreiten, denn diese muß stets hübsch sein, soll das arme Geschöpf nicht auch hier brodlos werden. Diese Figurantinnen haben die Bestimmung die Tableaux auf der Bühne zu schmücken und zu beleben, gelegentlich einmal den Gutsherrn „hoch“ leben zu lassen oder als „Volk“ mitzumurren. In Wahrheit aber ist der Zweck dieser engagirten Mädchen meist kein anderer, als ihre eigene Adreßkarte zu sein. — Noth und Elend ebenso wie Arbeitsscheu und Leichtsinn sind die Triebfedern, welche diese unglücklichen Geschöpfe auf diese abschüssige Bahn geführt, die mit einer kurzen Spanne von Flitterglück zu beginnen und mit dem Spital zu enden pflegt. In München vertraten ehemals die Schweiger'schen Volkstheater, in denen die Musen in widerlicher Weise prostituirt wurden, die Stelle dieser großstädtischen Immoralitätenanstalten, — sie sind zum Glück gefallen ohne aber das sonst gebräuchliche Recht erworben zu haben, welches sonst den Geschiedenen zuerkannt wird: de mortuis nil nisi bene. —

In diese Hände war Helene gerathen. — Obwohl dazu durch die bitterste Noth gezwungen und durch die Wucht der hereingebrochenen mißlichen Verhältnisse ohne Verschulden dahin gebracht, hatte sie doch durch diesen Schritt, dessen Tragweite zu ermessen ihr kindlicher Verstand noch zu unreif war, mit der Gesellschaft gebrochen, — der erste Schritt auf ein solches Theater in solcher Stellung schneidet die Rückkehr in bürgerliche Verhältnisse ab. — Unerbittliches Gesetz der Gewohnheit, geheiligt durch hundertfältige Erfahrung! —

Ich habe dem Leser gegenüber die Verpflichtung übernommen, eine Geschichte aus dem gegenwärtigen München zu schreiben, — diese Verpflichtung schließt die Berechtigung aus, allzulange bei Vorkommnissen der Vergangenheit zu verweilen, ich muß mich deßhalb darauf beschränken in einem ganz kurzen Umriß des Schicksals Helenens zu erwähnen.

Bekanntlich war in den Schweiger'schen Volkstheatern die Einrichtung getroffen, daß an jedem Tage Nachmittags und Abends dasselbe Stück gespielt wurde. Zwischen diesen beiden Vorstellungen pflegten die beschäftigten Darsteller die eine bis zwei Stunden lange Pause mit Essen, Trinken und Rauchen auszufüllen. Helene nahm an diesen Zwischenunterhaltungen nicht Antheil; einmal war ihr das nicht selten in Zoten ausartende Gespräch zuwider, hernach aber verhinderte sie ihre Armuth, gleich den Andern, eine

Abendmahlzeit zu halten. Ein fallender Wassertropfen höhlt einen Stein aus, er braucht nur beharrlich seinem Ziele zuzustreben, — Helene gli dem Stein, hart, fest und unbrechbar, — aber auch der fallende Wassertropfen fehlte nicht und wenn es auch lange, lange Zeit, Jahre anstand, endlich fiel sie, — sie wurde die Geliebte eines jener zahlreichen Habitués der Vorstadtbühnen, welche sich zwischen den Coulissen und Garderoben umhertrieben. Dankbarkeit hatte sie an ihn gefesselt. Er hatte die kalte, sich nach und nach entwickelnde Schönheit mit Fachkenntniß studirt, — er hatte, wenn im Anfange auch vergeblich, schließlich gewußt in delikater Form sich das Mädchen zu verpflichten, ohne daß er, wie es schien, Absichten auf sie habe, bis, bis — und so weiter, und so weiter, — es ist die Geschichte einer jener alltäglichen Verführungen, welche eben wegen ihrer Alltäglichkeit aufhören Gegenstand besonderer Beachtung zu sein.

Viertes Kapitel.

Frau Wagner.

Verworren nur waren die Gedanken, welche durch Helenens Hirn irrten: — sie war auf dem bedenklichen Standpunkte angekommen, wo die ruhige Ueberlegung aufhört thätig zu sein und wo ein geordnetes Erfassen der Umstände nicht mehr möglich ist. — Schlarpende Schritte klangen von der Treppe herauf, welche unter der Last eines großen Gewichtes ächzte. Ohne die Artigkeit des Anklopfens trat eine dicke Frau — pustend vom Treppensteigen — in das armselige Stübchen. Mitleidslos blickte dieses Weib auf die bejammernswürdige Mutter und das schuldlose und doch so elende Kind. Es ist unwahr, wenn man behauptet, Frauen seien für Mitleid und Theilnahme empfänglicher, als Männer. Frauen empfinden im Allgemeinen allerdings momentan schneller eine Regung des Mitleids, aber meist ohne Nachhaltigkeit, während vollendete Fühllosigkeit sich nur bei Weibern vorfindet.

„Nun wie steht's?“ begann die Alte, — ein widerwärtiges Weib, welches in seinem feisten Gesichte die Spuren aller Leidenschaften zeigte, deren Kultus dasselbe getrieben, und dessen gemästeter Körper eckelerregend anzusehen war.

Helene antwortete nur mit Thränen, — das kleine Kind schrie.

„Haben Sie Antwort bekommen, oder vielmehr — Geld?“ frug die Alte weiter, indem sie eine gehörige Prise nahm.

„Sie sagten“, antwortete zögernd und muthlos Helene, „daß sie gegenwärtig wegen des Krieges gar keine Geschäfte machten und darum auch Niemand mehr eine Arbeit geben könnten.“

„Ja wohl“ sprach gefühllos die Frau, „das kommt von dem Kriege her, aber damit bin ich nicht bezahlt. Wir kleinen Leute fühlen die schlechten Zeiten noch viel mehr, als diejenigen, die etwas zuzusetzen haben und kurzum, — ich muß mein Geld haben.“

„Aber liebste, beste Frau Wagner“ bat mit aufgehobenen Händen das unglückliche Mädchen, „haben Sie doch Nachsicht und Mitleid mit mir, ich bin ja so unaussprechlich unglücklich. Sie wissen ja selbst, daß ich von früh bis spät umhergelaufen bin, mir Arbeit zu suchen, daß ich mich gerne jeder Dienstleistung unterzogen haben würde, daß man mich aber überall abgewiesen und wenn mich die Leute frugen, was ich bisher getrieben und ich ihnen sagte, ich sei eine Choristin, so jagten sie mich davon und gaben mir Schimpfnamen.“

„Das geschieht Ihnen recht,“ höhnte Frau Wagner „warum hängen Sie auch mit solcher Affenliebe an Ihrem Balg und seinem Vater. Warum weichen Sie allen Gelegenheiten aus, wo Sie Ihr Glück machen könnten? Aber wenn ein Herr Sie anspricht und Ihnen Anträge macht, so stellen Sie sich hin, wie wenn Sie eine Reichsgräfin wären und werfen mit Zurechtweisungen um sich, wie der Stadtpfarrer.“

„Diese Männer glauben, sich Alles erlauben zu dürfen, weil ich eine Choristin bin und einen Fehltritt begangen habe.“

„Ein vernünftiges Mädchen stellt sich nicht so ungeschickt an, wie Sie. — Wenn Jede so wie Sie, wenn sie ein Kind hat, immer mit diesem in der Welt umherzöge, machte Keine mehr Glück. Was thun Sie denn immer mit dem Bankert? Geben sie ihn in Kost und Sie sind wieder frei, wie vorher. Braucht denn jeder Mann gleich zu wissen, daß Sie ein Kind haben?“

„Ich soll mein Kind weggeben?!" rief entsetzt Helene.

„Thun Sie was Sie wollen," entschied die Frau, „das geht mich nichts an. Ich will nur mein Geld und wenn ich das bekomme, so mögen Sie thun, was Sie für das Beste halten, — Ihnen ist ja doch nicht zu rathen."

„Ach, ich will Ihnen ja folgen," jammerte das Mädchen, „sagen Sie mir nur, was ich thun solle, nur damit mein armes, liebes Kind nicht verhungere."

Und wie als ob dieses seine Bitten mit denen der Mutter vereinigen wolle, fing es auf's Neue zu schreien an, heiser und abgemattet. — Das gemarterte Mädchen bog sich, dem Wahnsinn nahe, über den hungernden Wurm und suchte durch fieberndheiße Küsse denselben zu beruhigen. Das unaussprechliche Elend hatte Helene schon so weit abgestumpft, daß sie ohne Unterbrechung die Rede der Alten anhörte.

„Ich zähle einen Herrn zu meinen Bekanntschaften, welcher gar großmüthig und freigebig ist, wenn er sieht, daß man ihm mit Artigkeit und Freundlichkeit entgegenkommt. Ich will Sie demselben empfehlen; — wenn ich dieß thue, so dürfen Sie sicher sein, daß er sich nobel gegen Sie zeigen wird. Ich habe Mitleid mit Ihnen und will etwas für Sie thun. Gehen Sie mit mir zu dem Herrn und ich wette, es wird Ihnen geholfen."

Da Helene keine Antwort gab, fuhr die Alte fort:

„Aber es versteht sich von selbst, daß Sie meiner Empfehlung keine Schande machen dürfen. Sie dürfen sich nicht wie ein kleines, ungezogenes Kind aufführen, wenn der Herr seine Späßchen macht, — so etwas ist sehr langweilig und wird leicht übel genommen."

Helene zuckte momentan zusammen, wie wenn sie plötzlich von einem Peitschenschlage getroffen worden wäre, — dann aber war sie ruhig, — fast unheimlich ruhig und als sie nun sprach, klang ihre Stimme ohne Schmelz und ohne Ton:

„Wann wollen Sie mich zu dem Herrn führen?" frug sie.

„Heute Abend. Die Tage sind lang, es dunkelt erst spät, — ich denke um neun Uhr."

„Um neun Uhr erst," sprach kalt, wie wenn sie von einem Geschäft spräche, Helene, „das ist zu spät, — bis dahin verhungert mein armes, kleines Mädchen —."

Frau Wagner frohlockte, — sie hatte sich auf eine große Szene gefaßt gemacht, wenn sie mit ihrem Antrage sich einfinden werde. Diese wider=

standslose Ruhe frappirte sie zwar anfänglich, aber nachdem sie dieselbe beharrlich fand, freute sie sich ihres raschen Erfolges. Dieser Freude ist es auch zuzuschreiben, daß sie mit schlecht gespielter Gutmüthigkeit sagte:

„Ach was, verhungern, — der Wagnerin soll Niemand nachsagen, daß man bei ihr verhungere, so lange sie selber noch einen Bissen hat, — kommen Sie mit dem Kinde zu mir in die Stube, ich will es satt machen, das arme Würmchen."

Zu anderer Zeit würde Helene dem schreienden Widerspruche zwischen den Worten der Frau von vorhin und jetzt wohl nachgehangen haben, aber in diesem Augenblicke hörte sie aus den Worten der alten Kupplerin nur heraus, daß diese ihr hungerndes Mädchen sättigen wolle und diese heißersehnte Perspektive ließ ihr das infame Weib wie einen guten Engel erscheinen.

Bald hernach hatte das kleine Mädchen eine reichliche Mahlzeit gehalten und war in wohlthätigen Schlaf gesunken. Helene aber nahm Hut und Kragen und verließ die Wohnung der Frau. Sie schlug den Weg nach dem Gasteig ein.

Am „Gasteig" steht eine kleine Kapelle, — sie enthält eine Kopie der schwarzen Mutter Gottes von Alt-Oetting. Zu ihr wandeln gläubige Katholiken zum frommen Gebete, nach dem Gasteig „verloben" sich Bedrängte und Unglückliche. Es liegt etwas unendlich Rührendes im katholischen Kulte, etwas so direkt zum Herzen und Gemüth Sprechendes in der Ursprünglichkeit seiner Gebräuche. Die Krone aller Gewohnheiten des katholischen Ritus ist der Madonnenkultus, — es gibt und gab nie eine glücklichere Figur als die jungfräuliche Mutter des Erlösers. Ihr vertrauend wie einer Mutter, sie ehrend wie eine Königin, sie liebend wie eine Braut, so naht sich ihr der Katholik, in ihr die Gottheit und die Königin der Frauen anbetend. Zu ihr flüchten sich Alle, welche ein volles Herz haben, ihr werden die geheimsten Wünsche anvertraut, ihr, dem strahlenden Vorbilde aller Liebe. Auch Helene war eine regelmäßige Besucherin des unscheinbaren Wallfahrtskirchleins am Gasteig. Heute als sie dort ankam, war es leer, — die Kapelle stand offen, Niemand in ihr, — nur ein halb herabgebranntes Wachskerzchen gab Zeugniß, daß erst vor Kurzem Jemand hier gewesen. Helene warf sich auf die Kniee, sie betete nicht, denn sie hatte keine Sammlung in ihren Gedanken. Sie dachte nur an das Eine: daß sie Mutter sei, daß ihr Kind hungere und daß es nur ein einziges Mittel gebe, sich und

das in seiner Hilflosigkeit doppelt beklagenswerthe Kind zu retten und dieses letzte Mittel — sie mußte es versuchen.

„Heilige Himmelskönigin" flehte sie endlich, „gib mir ein Zeichen, — lasse mich nicht zu Grunde gehen in Schande und Schmach, — Du weißt es, was mich zu dem äußersten Schritte treibt, nicht Hoffahrt oder Leichtsinn, Du weißt es, heilige Maria. Ich habe vor Dir in brünstigem Gebete gelegen, auf daß Du abwenden mögest das Aeußerste, Du hast es nicht gethan, — gehe nicht mit mir in's Gericht, wenn ich jetzt Deine Gebote vorsätzlich übertrete, — ich kann nicht mehr anders, — Du wirst mich auch nicht verdammen, Allerbarmerin, denn ich sündige nicht aus strafwürdigen Beweggründen, — ich muß es, da mein Kind sonst verhungert."

Sie blickte auf zu dem Madonnenbilde. Es schien ihr nicht antworten zu wollen, aber zugleich fielen ihre Blicke auf die aufgehängten Gedächtnißzeichen, die wächsernen Beine, Arme und Hände &c., welche in beredter Zunge zu ihr sprachen. Jeder einzelne solche Gegenstand war von einem Wesen an diese Stelle gebracht worden, welches in großem Leid, verlassen von dem Troste der Menschen, kämpfend mit der drückenden Noth und Qual des Lebens, sich hieher geschleppt und gläubig, hoffend und liebend sein tiefgequältes Herz ausgeschüttet, sich und seine Noth dem Herrn über den Sternen empfehlend und wohl auch durch die Macht des Gebetes neugestärkt für die Mühsal und Bekümmerniß seines freudlosen Daseins die Stätte seiner Andacht verließ. — Helene fühlte die Gemeinschaft des Unglücks, jenes Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Trostbedürftigen, — wenn auch nicht getröstet, so doch gestärkt verließ sie das unscheinbare Kirchlein am Gasteig. —

Fünftes Kapitel.

Lehrreich für Ehemänner.

Es ist nachgerade zur Nothwendigkeit geworden, sich während der sogenannten schönen Jahreszeit auf einige Wochen aus dem Kreise seiner gewöhnlichen Umgebung loszuschälen. Die Leichtigkeit entferntere Orte ohne

nennenswerthe Schwierigkeiten erreichen zu können, wie dies mit unseren heutigen Verkehrsmitteln ermöglicht ist, hat anfänglich die Reichen und Unabhängigen zu derartigen Ausflügen animirt; — was die Hohen und Vornehmen vormachen, kopiren sehr rasch die in beschränkteren Verhältnissen Lebenden und geschähe es auch nur in dem irrigen Glauben, dadurch ebenfalls für vornehm zu gelten. — Was aber anfangs immerhin noch als eine Sache des Luxus betrachtet wurde, ward nach und nach zur Mode, zur Manie, bis es sich jetzt schon als Nothwendigkeit und Bedürfniß kundgeben will. Großen Einfluß auf das Umsichgreifen der genannten modernen Passion hat der Umstand, daß in vielen Fällen die Wiederherstellung der Gesundheit als die Ursache geltend gemacht werden kann oder doch wenigstens geltend gemacht wird, welche zu den Reisen im Sommer nöthige. — Wird die Herrschaft des Winters mit seinen Karnevalsbelustigungen und Schlittenfahrten begraben, so entsteht für die Dame nach der Mode eine wichtige Frage. Was fehlt ihr heuer? Bedarf ihre angegriffene Gesundheit heuer des Gebrauchs der heißen Wiesbadener Quelle, — soll sie sich am Brunnen von Ems Erholung trinken, — Kissingens Rakozzi versuchen oder sich am Karlsbader Sprudel erquicken? Genügt ihr eine kleine Tour an den Rhein, — ein Ausflug nach der Schweiz oder soll sie Sommerfrische im bayerischen Hochlande nehmen? Maßgebend ist in solchen Fällen selten das Gutachten eines Arztes, um so weniger als ein solcher mit wenigen Ausnahmen vorher nicht konsultirt, sondern meist erst dann über seine Ansicht befragt wird, wenn sich die Leidende schon für den einen oder andern Aufenthalt entschieden hat. —

Als galanter Mann, vielleicht auch als Anfänger, der Carriere machen will, ist der der Form wegen befragte Arzt, sichtlich erstaunt über die großen pathologischen Kenntnisse der Patientin, vollkommen mit der von derselben getroffenen Wahl einverstanden. — Er verdient nicht, darüber geschmäht zu werden, denn er weiß ja sehr gut, daß die Modekranke den besuchten Brunnen nur höchst mäßig in Anspruch nehmen wird, — just so viel, um Gelegenheit zu haben, ihre geschmackvolle Toilette bewundern oder je nach Umständen auch sich hierwegen beneiden zu lassen.

Da aber diese Reisen nicht ohne, mitunter sehr große, Inanspruchnahme der Börsen ihrer Herren Ehegatten von der leidenden Damenwelt inscenirt werden können und es Tyrannen gibt, welche rücksichtslos genug sind, die verlangten Extrazuschüsse zum Nadelgeld zu verweigern, so genügt es oft

nicht, wenn die Leidende ihren Willen oder Wunsch einfach ausspricht, — nein — es ist oft nöthig zur Erlangung des Zieles vorher wohlberechnete, kombinirte Manöver auszuführen. Ist am Ende gar ein Hausarzt da, welcher seit mehreren Jahrzehenden die Familie in ihren Abzweigungen nach auf- und abwärts behandelt, so wird die Lösung der Aufgabe meist schwierig, denn es sollen die Fälle nicht selten sein, wo die alten Jünger des Aeskulap sich auf die Seite der hartnäckigen Männer stellen, — was mit um so größerer Wahrscheinlichkeit stattzuhaben pflegt, wenn der Hausarzt selbst mit weiblichen Familienangehörigen gesegnet sein sollte. — Bei solch' kritischer Sachlage ist es nothwendig zuerst dem Hausarzt auf den Zahn zu fühlen. Man wird zu diesem Ende ein wenig unwohl. Patient erhält auf sein dringendes Verlangen ein Gericht aus der Apotheke. Pünktlich zur vorgeschriebenen Stunde wandert der Inhalt des Löffels oder die entsprechende Anzahl Pillen, das Pulver oder was das Medikament nun für eine Form hat, zum Fenster hinaus, in den Blumentopf oder Spucknapf. Es könnte übrigens ganz unbedenklich genommen werden, denn es pflegen Mixturen, Pulver und Pillen in solchen Fällen aus gefärbtem Wasser, Zucker oder Brod zu bestehen. — Natürlich versichert Patientin, daß sie keinerlei Linderung ihres Zustandes verspüre und der erfahrene Hausarzt macht wohl eine Bemerkung, die man, namentlich wenn man ein schlechtes Gewissen hat, dahin deuten kann, daß er überhaupt an die Existenz eines Leidens gar nicht glaube. Das ist der entscheidende Moment. Der alte Hausarzt, fast ein Freund der Familie, wird höchst ungnädig verabschiedet und die gnädige Frau ist zu der in der Durchführung große Konsequenz erfordernden Rolle der stillen Dulderin verurtheilt. Die wenigen Pfeile, die sie abschießen kann, sind gepreßte Seufzer, scheinbar mühsam unterdrückte Thränen und mater dolorosa-Blicke. In Momenten, wo sie sicher sein kann, überrascht zu werden, ist es von guter Wirkung, wenn sie mitunter mit einem Gebetbuche oder einem Bande der „Stunden der Andacht" in der Hand betroffen wird. Hat der Gemahl die Gewohnheit die Lekture seiner Gattin hin und wieder nachzusehen, so ist es rathsam, die „Gebete einer Leidenden" und dergleichen Kapitel durch Brüche, Einlegen des Buchzeichens oder ähnliche Merkmale als gelesenste Lekture zu kennzeichnen. Wenn nun der Mann nicht ein Herz aus Marmor besitzt (oder meine gegenwärtige Geschichte gelesen hat), so kann nicht ausbleiben, daß er eines schönen Tages zu der schweigsamen Dulderin spricht:

„Du scheinst unwohl, meine Liebe?“

„Nein,“ seufzt leise die Gefragte, — sie weiß, daß ein Hauptkoup bevorsteht.

„Ich sehe Dich seit einiger Zeit so niedergeschlagen.“

„O, es wird wohl vorübergehen“ — stöhnt sanftmüthig die Dulderin, „unser Doktor sagt es wenigstens.“ Hier ist ein mühsames, schmerzliches Lächeln von sehr wohlthätigem Einfluß auf das Gelingen der Unternehmung.

„Was sagte er denn?“ — forscht der aufmerksam werdende Gatte weiter.

„Nichts, — er glaubt wohl nicht, daß es von Bedeutung sei und vermeint es wegzuscherzen und —“ abermals ein wehmüthiges, entsagendes Lächeln — „er wird wohl auch Recht haben.“

Das ist der Ton, den die Frau anschlagen und festhalten muß. Kann sie es dabei soweit bringen, daß der Gemahl von selbst von Beiziehung eines andern Arztes spricht, so ist das Spiel gewonnen. Die gnädige Frau willigt, natürlich nur dem Manne zu Liebe, — nach Umständen auch aus Rücksicht für die Kinder, denen doch die sorgende Hut der Mutter erhalten werden muß, ein, einen andern Arzt zu konsultiren. Daß sie gerade zu Dr. X oder Dr. Y besonderes Vertrauen hat, kann nicht befremden, hat dieser doch Cousine Adelheid durch eine vierwöchentliche Badekur in Ischl und Gastein von einem hellergroßen Hühnerauge und Tante Friederike durch eine sechswöchentliche Molkenkur in Kreuth mit nachfolgendem Aufenthalte in Meran von ihrem Schnupfen geheilt! — Wundermann wird also gerufen, — Wundermann erscheint, — Wundermann ist sehr elegant gekleidet — Wundermann spricht allerliebst über einzelne Vorgänge aus der chronique scandaleuse der Stadt, versteht ferner die Kunst Zuzuhören aus dem Fundament, ist mit einem Worte ein Muster von einem Frauenarzt: in Gegenwart der Männer von einer erstaunlichen Wissenschaftlichkeit, im Verkehr mit deren kranken Frauen von einer bezaubernden Liebenswürdigkeit. — Die gnädige Frau erzählt en passant, daß mehrere ihrer besten Bekannten heuer nach Pyrmont in's Bad reisen und gleich entdeckt Wundermännchen, daß Patientin eine ausgesprochene Anlage zu nervöser Hypochondrie habe, wogegen es Pflicht sei, eine Reise nach Pyrmont mit mehrwöchentlichem Aufenthalte daselbst zu unternehmen. — Schon die Gewißheit, der Erreichung ihres ersehnten Zieles so nahe gerückt zu sein, wirkt wunderbar belebend auf die Leidende. Sie unterzieht sich den anstrengendsten Promenaden zum

Zwecke der Vervollständigung ihrer Toilette, Schneiderin und Putzmacherin werden eifrig beaufsichtigt und zahlreiche Besuche füllen ohne Pause den Tag. — Ohne ganz besondere Zwischenfälle ist zehn gegen eins zu wetten, daß Madame genesen von Pyrmont zurückkehrt und eine demonstratio ad oculos für die Befähigung des konsultirten jungen Arztes, der sie dahin geschickt, wird.

Warum ich all das erzähle? Ich erspare mir die Arbeit, eine Spezialität zu zeichnen, wenn ich meine Schilderung sich auf ein allgemeines Feld erstrecken lasse. Die Lust und das Verlangen nach einer Badereise oder Sommerfrische ist im Frühjahr und Sommeranfang so allgemein, daß man dieselbe als eine in den besseren Gesellschaftskreisen endemische Krankheit betrachten kann. Die Symptome, welche hiebei zur Wahrnehmung der Außenwelt gelangen, sind im Allgemeinen die von mir geschilderten, — kleine Abweichungen irritiren die Gesammtschilderung nicht. —

Sechstes Kapitel.

Eine Morgenvisite.

„Und es bleibt nun einmal bei meinem Ausspruche" schloß der Bankier Horst eben eine Rede, welche er seiner Frau über das Thema „zu Hause bleiben" gehalten hatte.

Frau Horst, oder wie sie sich lieber nennen hörte Frau von Horst, zog sich schmollend in die Fensternische zurück und schien sich an dem daselbst aufgestellten Nähtischchen etwas zu schaffen machen zu wollen.

„Du weißt, Thekla," fuhr Horst als Nachtrag fort, „daß ich niemals ohne gewichtige Ursachen mich in Deine Privatangelegenheiten mische, aber diesesmal kann ich nicht schweigen. Gegenwärtig, wo Alles auf Spitz und Knopf steht, wo man keinen Tag weiß, wie es am morgigen aussieht, finde ich es unpassend, Vergnügungs- und Erholungsreisen zu machen. Niemand geht in Bäder, also mußt auch Du es unterlassen, denn Du würdest dadurch die Medisance herausfordern. Ueberdem wird es heuer hier überhaupt keine todte Saison geben, denn kein Mensch hält Villeggiatur."

„Thust Du doch, als ob ich für mich den Wunsch gehabt, zu reisen" — antwortete Frau von Horst, „während Du doch nicht im Zweifel sein kannst, daß ich nur aus Rücksicht für Ida die Absicht hatte, zu gehen. — Uebrigens habe ich jetzt Migräne, die Sache ist abgemacht, wir bleiben hier — sprechen wir nicht weiter darüber." —

Diese Bemerkung war so wenig mißzuverstehen, daß Horst, ohne weiter ein Wort zu sprechen, das Zimmer seiner Frau, in dem diese Unterredung stattfand, verließ und damit der Angelegenheit ein Ende machte. —

Horst war eine jener Naturen, welche gar nichts begreifen, als ihr Geschäft, und die, sobald sie diesen Kreis verlassen, eine Ungeschicklichkeit begehen. Horst's Lebenslauf ist, in Kurzem erzählt, der: er ward geboren, lernte Geld verdienen, verdiente Geld, nahm sich zwei Frauen und hatte alle Aussicht in dieser wenig abwechslungsreichen Verfassung dereinst zu sterben. — Er nahm zwei Frauen, versteht sich nacheinander. Als er noch in einer kleinen Provinzialstadt einen offenen Handel betrieb, heirathete er aus Rücksicht für den Lokalabsatz seines Ladens die Tochter eines eingesessenen Bürgerhauses. An seinem Hochzeitsschmause saß fast die halbe Stadt an der Tafel, denn mit der halben Stadt kam er durch diese Vermählung in Verwandtschaft. Die Rentabilität seines Geschäftes war dadurch eine gesicherte. Horst verdiente sich ein hübsches Stück Vermögen; — da starb seine Frau, die ihm in hausbackener Ehe eine Tochter — Ida — geschenkt hatte. — Von allen Seiten wurde der Wittwer mit Heirathsofferten bestürmt, — aber er hatte die Idee bekommen, sich höher als bis zum gewöhnlichen Kaufmann zu poussiren und schlug daher alle Anerbietungen, die ihm gemacht wurden, aus. Horst wollte nach der Residenz, er wollte nicht mehr Detaillist bleiben; Großhändler, Bankier zu werden war sein Streben. Als sich nun einmal eine Gelegenheit bot, sein Geschäft vortheilhaft zu verkaufen, schlug er es los und siedelte dann für immer nach München über. Bald aber gewahrte er, daß er doch in der Residenz nicht das gefunden hatte, was er sich gehofft. Zu Hause war der Name Horst von gar gewichtigem Klang gewesen, — in München verschwand er unter denen von größerer Bedeutung. Nun hoffte er auf ein Emporblühen seines unbekannten Ichs, indem er zu einer zweiten Vermählung schritt. Sein Vermögen gestattete ihm ohne Rücksicht auf Mitgift wählen zu können und so fiel seine Wahl auf die Tochter einer in ihren Vermögensverhältnissen sehr heruntergekommenen Adelsfamilie. Bürgerliche Namen, wenn sie hübsch vergoldet sind, werden in unserer auf-

geklärten, dem Vorurtheil abholden Zeit nicht mehr ungerne mit alten Stammbäumen vermengt. — Horst vermählte sich mit Fräulein Thekla von der Eichen. In Süddeutschland hat sich nachgerade die Mode, jeden anständig aussehenden Menschen mit dem Prädikate „von" anzureden, fast ebenso eingebürgert wie in Oesterreich, so daß Horst's zweite Frau die Befriedigung hatte, überall als „Frau von Horst" empfangen zu werden. Für das Opfer, welches sie ihrem Manne durch Eingehung einer Mißheirath brachte, hielt sich Frau von Horst durch reichen Genuß aller derjenigen Lebensfreuden schadlos, welche sie vordem in ihrer bedrängten Lage hatte entbehren müssen. Sie machte ein Haus und empfing und machte Besuche, welche sie stets in Verbindung mit den bevorzugten Gesellschaftskreisen erhielten. —

Mißmuthig sah Frau von Horst nach der Entfernung ihres Gatten zum Fenster hinaus auf die ihr schmutziges Alltagskleid tragende Neuhausergasse; es ist dieser Theil Münchens einer der frequentesten, aber seine Lebhaftigkeit ist ohne Reiz. Auf dem schlechten Pflaster rasseln die zu und von der Bahn fahrenden Gasthofwägen, die Droschken, Fiaker, Lastfuhrwerke und langbäumigen Bierwagen ein ununterbrochenes ohrenzerreißendes Konzert und machen den Aufenthalt in dieser Straße zu einem höchst unerquicklichen. — Frau von Horst war um so mißmuthiger, weil sie sich eingestehen mußte, daß diesmal ihr Gatte durchaus in seinem Rechte sei und sie keine Ursache habe, sich zu beklagen. Dieser Umstand war ganz geeignet ihre üble Laune noch mehr zu erhöhen.

Da meldete das Stubenmädchen den Besuch des Barons von Norbern. Die Stirne der Dame des Hauses glättete sich, indem sie befahl den willkommenen Gast einzuführen.

Baron von Norbern trat ein, — Kavalier in seiner Erscheinung vom Scheitel bis zur Sohle, — elegant, doch nicht geckenhaft, sorgfältig, doch nicht geziert; — der Leser kennt ihn übrigens, denn ich habe ihn schon in die Wohnung des Barons geführt. Baron Norbern war es, zu dem Seppel heute früh seine Schritte gelenkt, um Rapport über die gestrigen Vorfälle im „Sterngarten" zu erstatten, welche das erste Kapitel dieser anspruchslosen Geschichte erzählt.

Für einen oberflächlichen Beobachter der Gesellschaft ist es schwer aus einer Unterhaltung herauszufühlen, ob sie gerne oder gezwungen geführt wird, — der Eingeweihte und Kenner dagegen findet Anhaltspunkte genug, um dies beurtheilen zu können. Daß die Unterhaltung zwischen Frau von

Horst und dem Baron von Nordern keine unliebe Zeittödterei sei, war unschwer zu erkennen; wenn auch der Baron fast etwas zu artig war, um animirt sein zu können, so sprach bei der Dame des Hauses die Lebhaftigkeit in Blick und Ton deutlich genug aus, wie willkommen der Besuch des Barons war. Dieser hatte sich auf den einladenden Wink der Hausfrau einen Fauteuil neben sie gerückt und es nicht gewehrt, daß Frau von Horst ihm den Hut aus der Hand nahm und auf eine Konsole setzte.

„Ich muß Ihnen wahrhaftig die althergebrachte Frage aller Gelangweilten vorlegen,“ sprach liebenswürdig Frau von Horst, „was gibt es Neues in der Stadt? —

„Meiner Treu, gnädige Frau, gar nichts. Die Zeitungen — —“

„Um Gotteswillen bester Baron,“ rief mit komischer Emfase Frau von Horst, „nur kein Wort von Zeitungen und Politik. Ich habe allen Zeitungsblättern den Eingang in mein Zimmer verwehrt, ich mag nichts von der leidigen Politik hören, — sie hat mich heuer schon ein schweres Opfer gekostet.“

„Wie das, gnädige Frau?“

„Sie bringt mich um meine Villeggiatur, um meine Badereise.“

„Der Eigennutz macht mich fast so unhöflich, mich darüber zu freuen.“

„Ei.“

„Dafür bin ich ein Mann, bekanntlich wirft man diesen insgesammt eine starke Dosis von Egoismus vor.“

„Ihre Worte deuten darauf, daß Sie hier bleiben wollen, ist's so?“

„Allerdings, gnädige Frau, ich werde es hier abwarten, ob Sie nicht später doch noch eine Sommerfrische halten —,“ der Baron hielt hier inne, wie wenn er sich vorschnell ausgesprochen hätte und fuhr, wie um sich scheinbar zu verbessern, fort, „das heißt halten können, in so ferne als dies von der zukünftigen Gestaltung des politischen Horizonts abhängt.“

Eine kleine Pause trat ein, — sie konnte ihren Grund in Verlegenheit, Entrüstung oder Unruhe haben. Der Baron schien nicht geneigt, zuerst das Wort wieder zu ergreifen. Frau von Horst unterbrach die Stille, indem sie mit gezwungener Munterkeit begann:

„Jetzt fehlt nur noch, daß wir anfangen, vom schönen Wetter zu sprechen, um unserer Conversation den Stempel des Zwanges aufzulegen.“

„Sie haben Recht, gnädige Frau, wenn Sie mich damit indirekt beschuldigen; — ich bin sehr unartig, Sie die Kosten der Unterhaltung tragen

lassen zu wollen, ich bitte auch demuthsvollst um Nachsicht, — leider bin ich eben kein gelehriger Schüler Talleyrands, um hinter gesprochenen Worten meine Gedanken verbergen zu können."

„Und noch weniger besitzen Sie vermuthlich die Aufrichtigkeit, Ihre Gedanken gar nicht maskiren zu wollen, —" ergänzte Frau von Horst.

„Gnädige Frau," sprach nach einer kurzen Pause der Baron, „mir ist, wie Papageno, ein Schloß vor den Mund gelegt."

„Haben Sie auch, wie Papageno gelogen?"

„Nicht doch, gnädige Frau, wenn ich einen Fehler begangen habe, so lag er vielleicht darin, daß ich der verführerischen Lockung nicht immer hinreichend Widerstand entgegengesetzt habe und ab und zu wohl durchscheinen ließ, welche Gedanken mein Inneres verzehren."

Der Baron hielt inne.

„Herr Baron, ich muß gestehen, daß ich mir Ihre Worte nicht zu deuten vermag —"

„Doch, gnädige Frau, Sie verstehen mich, — Sie müssen mich verstehen, denn ich fühle es: es gibt sympathische Schwebungen zwischen uns."

„Bedenken Sie, Baron, daß —"

„Daß Sie die Frau eines Andern sind? O ja, ich bedenke es wohl. Wie könnte ich das vergessen; ist doch dieser Gedanke eins mit dem Gedanken an mein zerstörtes Lebensglück."

Und als Frau von Horst sich abwandte und mit der einen Hand ihr Gesicht sich bedeckte, indeß sie mit der anderen eine Bewegung machte, welche den Baron zum Schweigen bringen sollte, fuhr dieser fort:

„Nein, Thekla, seien Sie großmüthig, — lassen Sie mich Ihnen einmal, dies eine Mal nur, sagen, was ich litt und leide, — vergönnen Sie mir das zweifelhafte Glück, Sie in mein Inneres einen Blick werfen zu sehen, — vielleicht ernte ich doch aus Ihren Augen einen Strahl des Mitleids.

Ich war noch Junker, das ist mit anderen Worten gesagt ein junger Mensch, lebensfroh bis zum Uebermuth, leichtsinnig bis zur Liederlichkeit, als ich Sie kennen lernte. Nie habe ich Ihr Bild vergessen, seitdem ich es damals auf dem Museumsballe zum Erstenmale sah, — ich suchte und fand Gelegenheit mich Ihnen vorstellig zu machen, — Sie erinnern sich natürlich nicht mehr des bartlosen Herrchens, das Ihnen schüchterne Worte sagte und selig war, von Ihnen einige Laute als Antwort zu erhalten."

Ein leiser Zug von niedergehaltener Freude spielte um die Lippen von Frau von Horst, — sie mußte sich doch wohl des Junkers von damals noch erinnert haben.

„War unsere Conversation auch nicht über den alltäglichsten Ballton hinausgekommen, so klangen mir Ihre Worte doch in den Ohren, im Herzen nach. Anfänglich lachte ich mich selbst aus, denn ich stand noch in der fatalen Periode in der die jungen Männer sich einbilden, es sei wahr, was alte, verlebte Roué's hinter'm Champagner behaupten, daß es Unsinn sei, zu lieben. Ich wurde befördert und versetzt. Thekla von der Eichen entschwand meinen Blicken, nicht den Erinnerungen meiner Brust. — Jahre vergingen, manche Umwälzung trat in meinen persönlichen Verhältnissen ein. Ich hatte gelebt, wie junge Leute meines Schlages zu leben pflegen, ich hatte getobt, so lange das übermüthige Blut der Jugend durch meine Adern raste, — ich hatte geliebelt: — nie geliebt. — Die Periode des jugendlichen Tollens liegt hinter mir, — ich habe Menschen, Städte und Länder aller Zonen gesehen, ich habe mich in allen Schichten der menschlichen Gesellschaft bewegt, ich habe genossen und erfahren, was die Menschen Glück und Leid nennen, aber Eines habe ich nie mehr gefunden: Liebe, wahre, heilige, ächte Liebe. — Thekla! Wenn der Mann nach durchraster Jugend auf dem Standpunkte angekommen ist, wo ihm der früher ersehnte Genuß Widerwillen erregt, so greift er rückwärts und holt sich aus den Erinnerungen seiner erfahrungslosen Jugend das Bild seiner damaligen entzückenden Träume. So ging es mir, — Ihr Bild geleitete mich zu den tollkühnsten Wagnissen, wie zu den üppigsten Festen, die Erinnerung an Sie leuchtete mir als Stern in fernen, unwirthlichen Ländern, der Gedanke an Sie beglückte und peinigte mich wie Heimweh. — Und ich kam wieder zurück. Ich sah Sie wieder — als die Gemahlin eines Andern. — Ich muß schweigen von den herben Empfindungen meines Innern, — ich habe auch treulich geschwiegen und keiner menschlichen Seele das Leid meiner Brust eröffnet. Ich hielt Sie für glücklich und wollte mir einreden, die Wahrnehmung, Sie glücklich zu wissen, ersetze mir die Leere in meinem Herzen. — Aber jetzt weiß ich: Thekla, Sie sind nicht glücklich; Sie haben Alles, um was Menschen Menschen beneiden, aber Ihr Herz blieb leer, — Sie lieben nicht."

„Nicht weiter, Baron, ich darf Sie nicht weiter anhören."

„Und warum nicht? Ist es denn eine Beleidigung, wenn ein Mann, dessen Herz Jahre lang still und heimlich nur für Sie geschlagen, Ihnen

sagt, daß er nur im Gedanken an Sie lebt und fühlt, wenn er Ihnen sagt, daß er Sie liebt — daß er Sie liebt!" —

Nordern war mit einer unhörbaren Bewegung vom Fauteuil herabgeglitten und lag zu den Füssen der schönen Frau.

„Stehen Sie auf, Baron, ich bitte, ich beschwöre Sie!"

„Nicht eher, bis Sie mir verziehen haben, — Thekla!"

„Theodor!"

— — — — — — — — — —

Siebentes Kapitel.

Im Aktientheater.

Während diese Unterredung im Zimmer ihrer Stiefmutter stattfand, saß Ida Horst, des reichen Bankiers Horst einzige Tochter, in ihrem zierlichen Boudoir und beschäftigte sich emsig mit der Nadel. Ida war von einer bezaubernden Anmuth; — es war wohl möglich schöner zu sein, nicht aber liebreizender und anmuthiger. Die feinen Züge des jungen Mädchens trugen jenen unverkennbaren Stempel der Zartheit, welcher die Jungfrau wie mit einem unübersteiglichen Wall umgibt, und sie — selbst inmitten der frivolsten Umgebung — gefeit erscheinen läßt. Die mandelförmigen Augen glänzten in jenem schwermüthigen Naß, welches den Beobachter herausfordert zu dem Glauben, daß eine ungestillte Sehnsucht sie bewege, während lange Wimpern dem Blick des schönen Mädchens etwas eigenthümlich Schwärmerisches gaben. Ida war — wie schon gesagt — emsig mit der Nadel beschäftigt, — doch wolle der liebe Leser hieraus nicht etwa schließen, daß Ida sich mit einer Näharbeit zu schaffen gemacht hätte, — nein, sie hatte vor sich ein Blatt Papier und durchstach dasselbe an verschiedenen Punkten. Das Blatt Papier war nichts Anderes als der Zettel für die Vorstellung, welche diesen Abend im Aktientheater gegeben werden sollte. Diesen Theaterzettel benützte Ida als Postillon d'amour. Sie durchstach

nämlich mit der Nadel der Reihe nach die einzelnen passenden Buchstaben bis diese Worte und diese Worte einen Satz bildeten. Beim Lesen des Zettels fielen die Stiche keineswegs auf, hielt man das Papier aber gegen das Licht, so erfüllte er seine zweite, wichtigere Bestimmung.

„Nun wäre ich fertig," meinte Ida für sich, als sie die einzelnen Ziffern und Buchstaben am Schlusse des Zettels durchstochen hatte. Wie ein ordentlicher Correspondent zu thun pflegt, überlas sie den gestochenen Brief nochmal, indem sie ihn gegen das Fenster hielt. —

„Ganz recht —: „Dom — Messe — am Seitenaltar rechts erwarten nach 9 Uhr —" wie gut, daß heute Abend das Theater erst um halb zehn Uhr zu Ende gehen soll, ich wäre sonst wirklich in Verlegenheit gekommen, wie ich Edmund die Stunde hätte bestimmen sollen. Aber nun ist's gut. — Ob ich Unrecht thue?" Das schöne Mädchen dachte eine Weile nach, — ihre Züge verklärten sich und mit bezauberndem Lächeln strahlte aus ihnen die Ueberzeugung, daß sie sich keinen Vorwurf daraus zu machen habe, der Stimme ihres reinen Herzens Gehör zu geben und dem Fingerzeige ihrer erwachten Liebe zu folgen. — —

Der Abend kam, mit ihm die Stunde des Theaters, — das jeden Tag wiederkehrende Leben unter dem Portikus begann.

Es ist ein sehr unterhaltendes Schauspiel vor dem Schauspiel während der der Vorstellung vorangehenden halben Stunde in der Eingangshalle und unter dem Portikus die Ankommenden zu mustern. Zuerst kommen Diejenigen, welche nur selten in's Theater gehen und denen es darum einmal nicht darauf ankommt noch eine geraume Weile zu früh da zu sein, — diese drängen sich mit besonderer Hast nach der Kassa und nach glücklich erobertem Billet an ihren Platz, dort harren sie mit mehr oder weniger Geduld bis zum Anfang, dabei unausgesetzt die Uhr ober dem Vorhang kontrolirend. Die Gasbeleuchtung hat diese Eifrigen um einen großen Genuß gebracht; ehedem als noch die Oelbeleuchtung die Theater erhellte, wurde der Kronleuchter erst angezündet, wenn ein Theil des Publikums bereits anwesend war. Kam nun endlich der hellstrahlende Luster herunter aus dem in der Saalmitte befindlichen Trichter, so wurde er meist mit einem andächtigen „Ah! Ah!" begrüßt, — jetzt ist auch diese Freude dem früh kommenden Theatergaste verkümmert, — unglückselige Gasbeleuchtung, was hast Du Alles auf Deinem Gewissen! — Nach und nach kommen aber die öfter

wiederkehrenden Besucher, sie nehmen zum Theil die Miene der Blasirtheit vor, als ob sie eigentlich kein Interesse an den Vorstellungen hätten. Im Aktientheater in München taucht noch eine besondere Spezies von Besuchern auf: der Aktionär. Man kennt ihn an der gemachten Sicherheit seines Auftretens, das ihm selten gut läßt, — im Hause selbst pflegt er etwas lauter zu sprechen, wie gewöhnliche, nichtaktienbesitzende Gäste, wenn ich sage lauter, so will ich damit nicht sagen vernünftiger.

Stark vertreten ist in dem Knäuel, welcher sich am Theatereingange zu bilden pflegt, die Presse. Rezensenten, welche in ihrem Leben nie eine vernünftige Kritik geschrieben haben, Reporter, deren Elaborate meist in den Papierkorb wandern, stehen mit Kennermiene unter den Ankommenden, wohl auch im Gespräch mit einem unter den Zuschauern befindlichen unbeschäftigten Schauspieler, — dem sie dann durch möglichst einfältige Fragen den Beweis liefern, wie wenig Sach- und Fachkenntniß dazu gehöre, in Preßorganen der bayrischen Residenz als Kunstkritiker zu figuriren.

Und inzwischen fahren Equipagen und Droschken an, sich ihres schönen und nichtschönen Inhaltes zu entledigen. Wie bei einer Truppenschau sprengt reitende Gendarmerie dazwischen, die Kutscher in Ordnung zu erhalten, daß sie nicht auf der falschen Seite der Rampe auffahren. Dem Fremden fällt hiebei eine Wahrnehmung auf, die der Münchener ganz in der Ordnung findet. Der Verwaltungsrath hat nämlich in anerkennenswerther Artigkeit gegen das Publikum unter dem Portikus einen Portier postirt, dessen Aufgabe darin besteht, die Schläge der auffahrenden Wägen zu öffnen. Anderwärts würde der Portier blutselten in dem Falle sein, ein Coupé zu öffnen, in welchem sich Damen befinden, im Gegentheile es würden sich mehr Hände finden als nöthig, diesen Dienst zu leisten, nachdem es doch allgemein geübte Sitte ist, Damen sich nicht allein aus Coupé's herausschälen zu lassen. — Die Alles beleckende Kultur hat sich aber bis jetzt noch nicht auf die Zuvorkommenheit der Münchener Herren erstreckt, welche größtentheils zu glauben scheinen, daß man sie von einem Lakai nicht mehr zu unterscheiden vermöchte, wenn sie einer Dame einen Dienst der Wohlanständigkeit leisten würden.

Die heutige Vorstellung war für die Freunde der modernen Comödie von besonderem Interssе, denn eine ihrer extravagantesten Repräsentantinen trat auf — Josefine Gallmayer.

Die bekannte Wiener Soubrette, welche die Männerwelt applaudiren und die Frauenwelt erröthen macht, ist die Krones der Gegenwart, — sie tanzt nicht nur, nein sie spricht auch Cancan und wenn man sich eben anschicken will, ihr nach Verdienst böse zu werden, so läßt sie uns plötzlich einen schnellen Blick in ihr seelenvolles, weiches Gemüth werfen, in dem ungezählte Schätze versöhnlicher Vorzüge schlummern, daß wir nicht Raum zur Entrüstung haben, sondern mit einem Gefühl innigen Bedauerns von ihr scheiden, — des Bedauerns, welches man instinktiv fühlt, wenn man eine übersprudelnde Naturkraft sich durch Maßlosigkeit zerrütten sieht. — Zu einer andern Zeit wäre es nicht möglich gewesen, Josefine Gallmeyer der guten Gesellschaft vorzuführen, unsere Gegenwart richtet sich auch in der Pruderie nach den Gesetzen der gallischen Mode und seitdem Marguerite Gautier salonfähig geworden, goutirt auch die deutsche Gesellschaft den dialogisirten Cancan.

Die Loge des Bankiers Horst war heute ziemlich besucht. Wenn auch in München die Mode des Besuchmachens in den Logen der Bekannten noch nicht sehr gang und gebe, so sieht man doch mitunter die Logen Einzelner sehr frequentirt, — die deutsche Sitte während der Vorstellungen sich ganz ruhig zu verhalten, statt wie z. B. in Italien während der tutti sich ungenirt einer Conversation zu überlassen, erschwert die Logenunterhaltungen, indem sie dieselben auf die Dauer der Zwischenakte beschränkt.

Frau von Horst und ihre Stieftochter saßen an der Brüstung; der Bankier befand sich im Hintergrunde im Gespräch mit einem Beamten des Ministeriums, während Baron von Norbern den Platz rückwärts zwischen den beiden Damen inne hatte.

Obwohl Norbern angelegentlich den Worten Frau von Horst's lauschte, so versäumte er doch nicht ein sorgfältiges Augenmerk auf Ida zu haben, welche anscheinend theilnahmslos in's Haus schaute und es gar nicht beachten zu wollen schien, daß die Loge, in der sie saß, das Ziel war, wonach ganze Batterien von Operngucker gerichtet waren. Namentlich ein Zuschauer auf der gegenüberliegenden Seite des Parketts war unermüdlich in seinen Beobachtungen. Es war ein junger Offizier in der einfachen Felduniform der bayrischen Armee. Norbern entging die Aufmerksamkeit des Lieutenants nicht, — er würde derselben keine weitere Bedeutung beigelegt, sie vielmehr in Anbetracht der auffallenden Schönheit seiner Logennachbarin erklärlich gefunden haben, wenn er nicht bemerkt hätte, wie der Offizier mehreremale

langsam und regelmäßig sein Glas eine senkende Bewegung von oben nach unten machen ließ, um dann mit einem plötzlichen Ruck nach einer andern Seite zu sehen. Der Baron zweifelte nicht, daß diese auffällige Bewegung eine Bedeutung haben müsse und kontrolirte rasch Ida. Diese saß still-lächend da, offenbar mit freundlichen Gedanken beschäftigt, während ihre eine Hand auf dem über die Balustrade liegenden Theaterzettel ruhte, auf dem sie leicht mit den Fingern trommelte. — Er nahm Veranlassnng Ida mit in das Gespräch zu ziehen und merkte unschwer an ihren zerstreuten Antworten, daß sie bisher mit ihren Gedanken ganz anderswo war als bei der Conversation zwischen ihm und der Stiefmutter.

„Hier waltet ein Geheimniß", dachte der Baron, „es zu ergründen wird mir nicht schwer werden; — dieses Mädchen ist mir an Raffinement doch nicht gewachsen."

Als Ida bald darauf, wie absichtslos, den Theaterzettel zusammenfaltete, zweifelte Norbern keinen Augenblick mehr, daß dieses Stück Papier von Bedeutung sein müsse. — Der Wiederanfang der Vorstellung gab ihm erwünschte Gelegenheit sich etwas zurückzuziehen, um aufmerksamer den observirenden Lieutenant in's Auge fassen zu können. Auch Horst hatte inzwischen seine Unterhaltung mit dem Beamten des Ministeriums geendet. Gelangweilt, wie ein Börsenmann im Theater immer ist, wenn er nicht durch einen raffinirten Reiz gekitzelt wird, stellte er sich neben Horst und musterte die Nachbarlogen.

„Wer ist die Dame dort mit dem superben Haar?" frug er den Baron.

„Wo?"

„Dort, uns schräg gegenüber, sie stützt gerade den Kopf auf die Hand — magnifique."

Norbern folgte den Anweisungen des Bankiers. Wie als ob er nicht ganz gut sähe, nahm er das Opernglas vor, — in Wahrheit wollte er nicht vom Baron beobachtet sein, — es bedurfte mehrerer Sekunden bis sein Gesicht wieder die gewohnte Theilnahmslosigkeit zeigte.

„Ich glaube in der That, die Dame sollte ich kennen," sprach er bedächtig.

„Wie kann man darüber im Zweifel sein," sagte der Bankier ungeduldig, „einen Kopf wie diesen vergißt man doch nicht leicht wieder. Geschwind, bester Baron, strengen Sie Ihr Gedächtniß an, um sich zu erinnern, wen wir in der schönen Frau vor uns haben."

Die kurze Zeit, welche dieses halbleise Gespräch in Anspruch genommen hatte, war hinreichend gewesen, den Baron den Weg finden zu lassen, den er einzuschlagen habe.

„Lieber Herr von Horst, — wenn Sie mich scalpiren lassen, so bin ich nicht im Stande, Ihnen den Namen der Dame zu sagen, — ich erinnere mich wohl, daß ich ihr einst vorgestellt wurde, allein ich weiß nur mehr, daß sie eine Marchesa von toskanischem Blute ist; ihre Name fällt mir aber in diesem Augenblicke nicht ein."

„Ah, — Sie sind ihr vorgestellt, charmant" — wendete der Bankier ein, „werden Sie sich nicht daran erinnern und jetzt einen Besuch bei der Marchesa machen?"

„Bah, — wozu? ich interessire mich nicht für sie."

„Aber ich, mein Bester," schmeichelte Horst, „ich würde es Ihnen Dank wissen, wenn Sie mich bei der Dame einführen möchten."

„Bester Freund," beschwichtigte Norbern den Bankier, „wir sind hier nicht in Italien, — „hier geht es nicht als ein selbst nur halb Bekannter einen neuen Besucher in der Loge zu präsentiren."

„Ah, Pardon, Herr Baron, Sie sind schwierig."

„Und Sie ungerecht, Herr von Horst. Sie sollen übrigens nicht an meiner Bereitwilligkeit, Ihnen einen Dienst zu erweisen, zweifeln, ich werde zur Marchesa gehen und mir von ihr die Erlaubniß erbitten, morgen einen Freund vorstellen zu dürfen."

„Sie sind eine Perle von einem Freunde," dankte Horst. —

Norbern verließ leise die Loge und suchte die der fremden Dame, welche das Interesse Horst's so sehr herausgefordert, auf. —

Die Habitués des Aktientheaters erinnern sich wohl aus jenen Tagen einer ziemlich regelmäßigen Besucherin der dortigen Vorstellungen, welche sich ebensosehr durch interessante Schönheit ihres Gesichtes als durch auffallende Eleganz ihrer Toilette auszeichnete. Sie hatte meist nahe an der Mittelloge Platz genommen, — in ihrer Loge war, wenn die schöne Dame anwesend, nur noch eine ältere Frau, halb Freundin, halb Dienerin: — die übrigen Plätze ließ die Dame leer. Nie hat sie Jemand lachen sehen, sie glich einem Standbilde aus Alabaster, — dabei kümmerte sie sich, wie es schien, gar nicht um die Sensation, welche ihr Erscheinen im Hause hervorzubringen pflegte. — Am heutigen Tage allerdings kannte man die Gewohnheiten der Dame noch nicht, denn es war das Erstemal, daß sie

gekommen war. Die unverkennbare Gleichgültigkeit, welche die Fremde für die Vorstellung an den Tag legte, schien anzudeuten, daß sie sich sehr langweile oder wohl gar der Sprache nicht mächtig sei, in der das Stück geschrieben. Da öffnete sich die Thür der Loge, — die Dame blieb unbeweglich, die Duenna sah erstaunt auf, sie mochte glauben, der eintretende Herr habe sich in der Thüre geirrt. Aber statt, wie erwartet, sich zu entschuldigen, trat derselbe ganz ein, schloß die Thüre hinter sich und näherte sich, unbekümmert um die Begleiterin, der schönen Unbekannten.

„Buona sera, Signora.“

Die Dame wandte sich erstaunt um und maß den Sprechenden.

„Che cosa é?“ antwortete sie gemessen, aber in dem reinsten Toskanisch, das jemals an den Ufern des Arno erklang.

„Verzeihen Sie, Marchesa,“ fuhr ruhig der Eingetretene fort, „ich konnte mir die prächtige Gelegenheit nicht entgehen lassen, mich in Ihr Gedächtniß zurückzurufen.“

Die Marchesa fixirte den Besuch fest, — dann wie noch halb ungewiß sprach sie:

„Il Conte Rosotti?“

„Mille grazie, daß Sie so herablassend sind, mich zu erkennen, — gestatten Sie mir, Ihnen meine Freude auszudrücken, Sie in Deutschland begrüßen zu können.“

Die Marchesa machte eine einladende Handbewegung. Der Graf verstand sie, er nahm Platz. Der Umstand, daß die Unterhaltung italienisch geführt wurde, lud ihn auch ein, sich der italienischen Sitte zu erinnern, gemäß welcher jeder neukommende Logengast neben der Dame des Hauses so lange Platz nimmt, bis ein neuer Besucher ihn ablös't.

„Und Sie haben mich gleich wieder erkannt?“ frug die Marchesa.

„Welche Frage?“ antwortete artig der Gast, „doch“ fuhr er dringlich fort, „ich eile, Ihnen diejenigen Mittheilungen zu machen, welche für Sie von Werth sind, wenn Sie sich in München aufhalten wollen. Zuerst aber eine Frage: Wie lange sind Sie schon hier?“

„Seit heute Morgen.“

„Haben Sie schon Besuche gemacht oder empfangen?“

„Nein, ich kam erschöpft von der anstrengenden nächtlichen Reise an und habe mich während des Tages ausgeruht.“

„Vortrefflich. — Sie kennen München nicht, aber ich desto besser, denn wie Sie vielleicht wissen, bin ich ein Bayer.“

„Sie?“

„Allerdings und ich bitte Sie deshalb hier den Namen Rosotti zu vergessen und mir den Namen zu geben, den ich hier führe: Baron Norbern.“

„Schön.“

„Sie sind bereits heute Abend aufgefallen und werden eifrig beobachtet; — wir sind jetzt nicht in Carlo oder der Scala, sondern im Theater einer kleinen deutschen Residenz, es wird also gut sein, wenn ich Ihnen Anhaltspunkte gebe.“

„Ich höre.“

„Daß Sie nicht ohne Grund hier sind, kann ich mir lebhaft vorstellen, dazu habe ich zu lange schon die Ehre, Sie zu kennen. Doch davon später. Brauchen Sie vielleicht einen Freund?“

„Wollen Sie das sein?“

„Sie sind sehr gütig, Marchesa, — ich denke wir Beide sprechen ohne Hinterhalt, — beantworten Sie mir meine Frage.“

„Vielleicht.“

„Ich habe einen solchen gefunden.“

„Sie wollen mich glauben machen, in meinen Interessen zu handeln, während Sie vermuthlich die Absicht haben, mich als Ihr Werkzeug zu benützen, mein Freund.“

„Dienst um Dienst, Marchesa.“

„Lassen Sie hören.“

„Darf ich Ihnen morgen einen Freund von mir vorstellen?“

„Was soll ich mit ihm?“

„Was Sie wollen, Marchesa. Er ist reich und — ein Deutscher; — hiermit haben Sie seine Biografie.“

„Ich werde keinen Anstand nehmen, Diejenigen zu empfangen, welche mir Baron Norbern vorstellt.“

„Sie sind charmant, wie immer, Marchesa. Nebenbei bemerkt: wir kennen uns von Nizza aus, — nicht wahr?“

„Ja, Sie haben noch meinen seligen Mann gekannt.“

„Den Marchese —?“

„Marchese Sarto, — neapolitanischer Emigrant, ich bin seit einem Jahr verwittwet.“

„Schön, — ich werde nicht darauf vergessen."

„Wann werden Sie morgen kommen?"

„Befehlen Sie."

„Zwölf Uhr — Hôtel de Bavière."

„Buona notte, Signora."

„A domani."

Der Baron entfernte sich; die schöne Marchesa sah gleichgültig durch den Operngucker nach der Bühne.

Horst erwartete ungeduldig die Rückkehr Norderns.

„Nun?"

„Morgen Mittag." —

„Geschwind, Baron Nordern, seien Sie liebenswürdig," frug Frau von Horst, „wer ist die Dame, von der Sie eben kommen?"

„Die Marchesa Sarto, die Wittwe eines neapolitanischen Emigranten, welche sich fürchtet, während der gegenwärtigen Zeit in Italien zu leben."

„Eine schöne Frau!" sprach mit einem leisen Anflug von Drohung Frau von Horst.

„Und unglücklich," ergänzte Nordern.

„Das heißt doppelt interessant," schloß ernsteren Tones die Frau des Bankiers.

Die Vorstellung nahte dem Schluß. Nordern suchte nach dem Theaterzettel, er fand sich nicht mehr vor. — Er sah nach dem Lieutenant, auch dieser war nicht mehr zu sehen. Hätte Nordern in die Seite des Parkets, auf welcher die Horst'sche Loge war, sehen können, er würde den Offizier wohl bemerkt haben, welcher unter den Waffenrock einen zusammengefalteten Theaterzettel schob, welcher kurz vorher zufällig von der darüber befindlichen Loge herabgefallen war. —

Der Vorhang war zum Letztenmale für diesen Abend gefallen. — Nordern geleitete die Familie Horst bis zum Wagen, — dann aber schlug er den Weg zur Stadt zu Fuß ein. — Als er zur Schrannenhalle kam, hörte er Flintenschüsse, — er horchte hoch auf, — ein hämisches Lächeln verzerrte seine Züge:

„Aha, Seppel!" murmelte er.

Achtes Kapitel.

Nochmal im Sterngarten.

Wer am Spätabend des zweiten Juni 1866 veranlaßt war, in die Nähe der Bahnhöfe zu gehen, war Zeuge eines Krawalls, wie ihn München mit einer gewissen Regelmäßigkeit alljährlich wiederkehren sieht. Es ist etwas Eigenthümliches um einen Münchener Krawall, man findet seinesgleichen in der ganzen Welt nicht mehr wieder. Da stehen Haufen von Leuten beisammen, die unausgesetzt pfeifen und schreien, daß dem Zuhörer das Trommelfell platzen möchte, aber es ist nichts, nur die überschüssige Stimmkraft wird verwendet, die Leute schreien nur um zu schreien, es sind gar nicht einmal Worte, was sie brüllen, nur unartikulirte Laute, die sie dem Thierreich, zu dem sie eigentlich ohne Frage gezählt zu werden verdienen, entlehnt zu haben scheinen. Würde man jeden Tumultuanten einzeln vernehmen können und ihn fragen: warum hast Du geschrieen u. s. w.? sie würden sämmtlich der Wahrheit gemäß bekennen müssen, daß sie selber keinen Grund dafür wüßten. Dabei sind diese Schreier durchweg von einer kindlichen Harmlosigkeit, — sie fangen immer erst dann an, thätlich exzessiv zu werden, wenn Schutzmannschaft ankommt. Mit dem Erscheinen der Gensdarmerie oder einer Militärpatrouille ist das Signal gegeben, den Lärm und das Geschrei nicht nur zu vergrößern, sondern auch Alles, was nicht niet- und nagelfest ist, zu zertrümmern. Wie auf den Stier die rothe Farbe, so übt das Grün der Gendarmerieuniform auf das Auge des „souverainen Volkes," wie die Tumultuanten bei einer andern passenden Gelegenheit unpassender Weise wieder genannt werden, eine zum Skandal führende aufreizende Wirkung aus.

Der heutige Exzeß unterschied sich anfänglich in nichts von denen früherer Daten, — der einzige Unterschied bestand etwa darin, daß der Skandal, der wieder wie gestern im „Sterngarten" begonnen hatte, ursprünglich von Soldaten ausging, denen sich aber bald Civilisten anschlossen, die die prächtige Gelegenheit zum Krakehlen mit Wonne ergriffen.

Die Behörden hatten lange gewartet, bis sie einschritten. Sie kannten ihre Leute und dachten sich, daß wenn die Exzedenten eine Weile geschrieen haben würden, sie wohl von selbst sich beruhigen möchten. Es ist immer eine mißliche Sache bei einem Straßenskandal mit Gewalt einzuschreiten;

die Humanität verlangt längstmögliche Schonung der Tumultuanten, denen im Grunde genommen meist kein anderes Vergehen zur Last gelegt werden kann, als daß ihnen menschliche Vernunft abgeht. Anderseits tritt die Erwägung auf, nicht durch unzeitige Schonung den Exzeß zu Dimensionen anwachsen zu lassen, welche es schwierig machen, wieder Herr der Position zu werden.

Durch diese Bedenklichkeiten waren die aufgestellten Schutzmannschaften in einer üblen Lage. Man hatte glücklicher Weise Landwehr aufgeboten, die Ruhe herzustellen. Ein Zug Infanterie hatte sich mit aufgepflanztem Bajonet dem Sterngarten gegenüber postirt. Was sollte diese Abtheilung Landwehr machen? Sie beschränkte sich darauf, zuzusehen, wie die Tumultuanten sich heiser schrieen und Krüge, Tische und Bänke zerschlugen. So lange sich der Krawall darauf beschränkte, fiel es den Bürgersoldaten nicht ein, einzuschreiten, sie wollten nur verhindern, daß der Skandal sich nicht weiter ausbreite. — Nun muß man aber einmal in dem Falle gewesen sein als Organ der Sicherheitsbehörde einem aufgeregten Volkshaufen gegenüber zu stehen, um begreifen zu können, welche gewaltige Dosis filosofischer, Ruhe dazu gehört, alle die Nadelstiche zu ertragen, womit der Pöbel um sich sticht. Der Skandal hatte etwa um 6 Uhr Abends begonnen, um 7 Uhr standen die Bürger noch auf demselben Fleck vor dem Sterngarten, unaufhörlich den Beleidigungen des Pöbels, der die Ruhe der Bürgerpatrouille für Mangel an Muth halten mochte, ausgesetzt. Endlich mußte doch etwas geschehen, namentlich nachdem sich die Anzeichen mehrten, daß der Krawall sich nicht ausschließlich auf den „Sterngarten" beschränken wolle, sondern daß auch an andern Punkten der Stadt Merkmale exzessiver Bestrebungen auftauchten. — Man wollte endlich den Krawall erdrücken. Die Aufruhrakte war schon öfter verlesen worden, als nothwendig, wenn es auch unmöglich gewesen war, deren Wortlaut zu verstehen, denn sobald der Spielmann den Ruffel geblasen oder geschlagen, ging ein ohrenzerreißendes Pfeifen und Schreien an, welches so lange in verstärktem Grade fortwährte, als der Kommissarius den Versuch machte, seine Stimme zum Vorlesen zu erheben. — Um die Tumultuanten in die Hände zu bekommen, wurde ein Manöver ausgeführt, welches ganz einem Kesseltreiben auf Hasen glich. Zuerst galt es die Exzedenten zu konzentriren, um Zeit und Luft zu bekommen, ihnen den Rückzug zu verlegen. — Nachdem der Trupp Landwehrinfanterie durch einen Zug Landwehrartillerie abgelöst worden war, mußte

zur Erreichung des ersten Zweckes dieser engagirt werden. Er wurde mit dem üblichen Gejohle empfangen, aber auch steinerne Krüge, Stuhlfüsse und ähnliche Wurfgeschosse flogen den Artilleristen entgegen. Die Mannschaft tobte vor Zorn und Wuth, — ein Trompeter konnte sich nicht enthalten, auf eigene Faust nach seiner Manier zur Herstellung der Ordnung beizutragen, er hob mit herkulischer Kraft ein paar der nächsten Schreier in die Höhe, beutelte sie ab, wie ein Windhund die Hasen, und warf sie dann weg. Dabei verließ ihn keinen Moment das zufriedene Lächeln harmloser Seelenruhe. Die exponirte Artillerie suchte den „Sterngarten," den Herd des Krakehls zu säubern, aber sie war es nicht im Stande, die Handvoll Leute wäre schließlich doch von den andrängenden Massen erdrückt worden.

Der Eifer hatte die Landwehr etwas zu weit fortgerissen, sie sah sich schließlich in einer ziemlich unvortheilhaften Position, indem sie, eingekeilt zwischen den Holzbuden des Biergartens, von aller Verbindung mit den möglicherweise zum Entsatze Kommenden abgeschnitten war. Sie mußte sich, schon der Selbsterhaltung wegen, Luft machen; — sie lud scharf. — Der Pöbel lachte und höhnte. Die Tumultuanten glaubten nicht daran, daß das Militär, vollends gar das Bürgermilitär, feuern werde.

„Platz, zum Letztenmale oder wir geben Feuer!"

„Hahaha" tönte es zur Antwort, aber einige

„Krach, Krach," machten die Lacher verstummen.

Die Landwehr hatte Ernst gemacht und dem Pöbel einige Kugeln zugesendet, — im Nu hatten die Eingeschlossenen Luft, denn es gibt nichts Feigeres als den Pöbel; sobald er sich gegenüber Ernst sieht, hört er auf renitent zu sein. Der Zug Landwehr-Artillerie zog sich in der Schützenstraße zusammen und sperrte die Passage. Eine Stunde, während welcher Anfangs ein Hagel von Projectilen, größtentheils dem Gitter und der Umzäunung des Sterngartens entnommen, der couragirten Landwehrtruppe von dem sich fernehaltenden Pöbel nachgeworfen worden war, verging, da — horch — endlich aus verschiedenen Richtungen tönen durch die inzwischen eingetretene nächtliche Stille Horn- und Trompetensignale, Trommelwirbel dazwischen: es ist der anrückende Entsatz für die eingeschlossenen Landwehrartilleristen. Auf allen Straßen, welche gegen den Sterngarten münden, rückt Militär an, nirgends mehr können die Tumultuanten entrinnen, wohin sie sich wenden, kommt ihnen eine Colonne Infanterie oder Jäger entgegen, — der Tumult ist erdrückt. —

Durch die Luitpoldstraße marschirt eine Abtheilung Infanterie die versprengten Ausreißer vom „Sterngarten" aufzuhalten, — im Vormarsche hemmt sie dort, wo die Ehegartner'sche Leihbibliothek steht, eine Gruppe.

„Was gibt's da? Platz, Platz!" ruft der Offizier.

„Eine Verwundete" antwortete ihm eine Stimme.

„Halt!" kommandirt, eigentlich unnütz, der Lieutenant, denn die Soldaten waren bei dieser Nachricht schon von selbst stehen geblieben.

„Wo ist sie verwundet? Wer ist sie? Lauft, holt schnell einen Arzt" und was derartige Ausrufe mehr sind, ertönten durch einander. Jedermann wollte einen Rath ertheilen, eine Anordnung treffen; — Niemand aber legte selbst Hand an, die ohnmächtige Verwundete, welche am Hause zusammengesunken war, geeignet unterzubringen.

„Korporal Haller," rief der gutmüthige Offizier.

„Herr Lieutenant!"

„Gehen Sie zurück zur Unterstützung, melden Sie, daß hier eine Verwundete liegt und bitten Sie, daß bis zum Eintreffen anderer, zuständiger Hülfe ein Militärarzt erscheine."

„Sehr wohl, Herr Lieutenant."

Das Erscheinen des Militärs in den Straßen hatte die Ruhe schnell wieder hergestellt, — die verschlossenen Fensterladen öffneten sich wieder und alle Hausbewohner versicherten sich gegenseitig, daß sie gar keine Angst gehabt. Es erschienen Aerzte und Krankenträger bei der Verwundeten, welche noch immer ohnmächtig dalag unter der mildthätigen Pflege der Hausbewohner.

„Schuß in's Bein, — nicht gefährlich, — da Niemand die Person kennt, so wollen wir sie in's Krankenhaus transportiren," entschied der Arzt. —

Und so geschah es.

Leser! Wir Beide kennen aber die Verwundete; wir haben sie geleitet, als sie zum Gasteig ging, die Madonna um Hülfe anzuflehen, auf daß sie nicht untergehe in Verzweiflung und Schmach, — die Madonna mußte wohl das Gebet des unglücklichen Geschöpfes gehört haben, denn — der unglückselige Schuß hatte Helene Stein vor Schmach und Erniedrigung gerettet. —

Neuntes Kapitel.

Auf der Hauptwache.

„Wien ist eine große Stadt, Berlin ist eine Stadt, die groß ist, München ist groß wie eine Stadt;" — mit diesen geistreichen Worten kennzeichnete Saphir vor fast einem Menschenalter schon die drei ersten Städte Deutschlands, — seine geniale Kritik hat auch heute noch ihre Richtigkeit, ihren Werth und Bedeutung. München ist groß, wie eine Stadt. Wenn große Straßen, schöne Gebäude und eine Einwohnerzahl, die dem zweiten Hunderttausend entgegenläuft, eine Stadt ausmachen, so ist München eine solche, — wenn man aber das Leben in derselben als Basis zur Beurtheilung nimmt, so fehlen München auch heute noch diejenigen Eigenschaften' welche es zur „Stadt" machen sollen. — Eine „Stadt" schläft nicht, — in einer „Stadt" verbindet sich das Ende des Tagwerks des Einen mit dem Beginne der Arbeit des Andern, es mag wohl in einzelnen Stunden das Leben langsamer pulsiren, aber ganz stille stehen, schlafen wird es nicht. München aber schläft, — und wie schläft es, — sogar länger wie die meisten Orte, denn die endemische Arbeitsunlust läßt hier den Tag des Arbeiters immer erst um eine bis zwei Stunden später beginnen, wie anderwärts. — Nach Mitternacht aber ist alles Leben in den Straßen erstorben, die Stadt ist todt, der Tritt eines späten Nachhausegehers auf dem Trottoir wiederhallt weithin tönend in einem ganzen Stadtviertel, wie der sporenklirrende Schritt des Prinzen in Dornröschens Schlosse.

Auch heute war es todt geworden in den Straßen, obwohl der Abend die ganze Stadt in Aufruhr gesehen hatte. Kurze Zeit nach den Ereignissen am Bahnhof, welche zu schildern das vorige Kapitel versuchte, hatte sich die Aufregung gelegt. Die Besonnenen sahen ein, daß ein müßiges Umherstehen in den Straßen nur dazu beitrage, die Dauer der Unruhen zu verlängern und zogen sich darum zurück, — die Aengstlichen suchten schleunig schützende Wohnungen auf, nachdem sie die Nachricht empfangen hatten, daß die gehörten Schüsse nicht blind gewesen seien, sondern Verwundungen, deren Zahl Fama natürlich sehr in die Höhe zu schrauben wußte, nach sich gezogen hätten. Als das eingeschrittene Militär die Tumultuanten am „Sterngarten" zu Paaren getrieben und einige besonders ungeberdige Schreier ver-

haftet hatte, säuberte es die Straßen durch Abtheilungen von Reiterei, denen nirgends mehr Widerstand entgegengesetzt wurde. Gegen Mitternacht war die Ruhe vollkommen hergestellt und die ausgerückten Truppen marschirten von ihren bezüglichen Aufstellungsplätzen in die Kasernen zurück. Für alle Fälle aber blieb eine Verstärkung der Wachmannschaft der Hauptwache unter dem Kommando eines Offiziers zurück.

Der Hauptmann der Hauptwache, dessen Lieutenant, sowie der Offizier der Verstärkung waren im Offizierswachtzimmer. Sie hatten die Fenster gegen die Kaufingerstraße sowohl, wie die gegen die Gewehrlinie öffnen, die Gardinen aber schließen lassen, so daß es in dem Zimmer nicht zu warm und dumpfig und dabei doch heimlich war. — So eine Wachtstube hat ein Janusgesicht. An einem schönen, sonnenhellen Tage macht sie — sie sei von kameradschaftlicher Vorsorglichkeit noch so bequem ausgestattet — unfehlbar den Eindruck eines Gefängnisses, — Nachts, wenn Alles ruhig ist ringsum, wenn die Gasflamme leise zischt und eine Gesellschaft lieber Kameraden die Stunden mitabsitzt, gibt es — vollends gar im Winter — keinen schöneren Ort als eine Wachtstube. — Autoren pflegen gerne zu idealisiren, mancher Uneingeweihte könnte darum etwa glauben, Hackländer, der berühmte Wachtstubenabentheurer, habe eine Bild seiner reichen Fantasie in seinen reizenden desfallsigen Schilderungen geliefert, — es ist aber nicht so, — Hackländers Wachtstubenbeschreibungen sind geschriebene Fotografien und haben wie diese das zweifellose Verdienst, ungeschminkt wahr zu sein. Da ich leider kein Hackländer bin, so muß ich mir versagen, eine Apotheose der Wachtstubenpoesie zu schreiben.

„Na, hören Sie, Herr Lieutenant,“ sprach der Kommandant der Wache, Hauptmann von Sauber, welcher auf dem Sopha Platz genommen hatte, „wenn Ihr Punsch im Verhältniß zur Zeit, die Sie brauchen, um ihn zu brauen, an Qualität zunimmt, so muß Nektar reines Weißbier dagegen sein.“

„Nur Geduld, Herr Hauptmann,“ antwortete der Lieutenant, welcher an einem Nebentischchen stand, die Ingredienzien zu einer Bowle sorgfältig abwog und sich das Nöthige von dem aufwartenden Stubengefreiten zureichen ließ. „Ich behaupte, daß die Mischung eines guten Punsches eine große Kunst ist, welche nie mit Leichtsinn exekutirt werden darf. Es ist sehr schwer, die Verhältnisse richtig zu treffen.“

„Vier Elemente innig gesellt —" zitirte der Lieutenant der Verstärkung, indem er sich in den Schaukelstuhl zurücklegte, welchen vor Jahren ein aus der Pagerie gekommener neuernannter Lieutenant als dankbares Erinnerungszeichen an den Moment seiner „Menschwerdung," wie er es nannte, in die Wachtstube gestiftet.

„Um Gotteswillen Edmund, blamire Dich nicht," fuhr der punschbereitende Offizier dazwischen, „allen Respekt vor Herrn von Schiller, aber Punsch zu machen hat der Mann in seinem Leben nicht verstanden. Mache nach seinem Rezept einmal eine Bowle und versuche das Gebräu — puh — so nun bin ich fertig, — Herr Hauptmann, — Sie sollen mit mir zufrieden sein."

Der Gefreite stellte die Bowle auf den Tisch, setzte die nöthigen Gläser bei und trat auf den Wink des bewirthenden Lieutenants ab. —

Eine dampfende Punschbowle entfesselt die gebundenen Geister der Konversation. Punsch ist das Getränk der Kameradschaft und des Plausches.

„In der That, Senden," entschied Hauptmann von Sauber, „Sie haben uns da ein vorzügliches Gebräu aufgetischt. Ich werde unsern Oberst bitten, daß er Sie zu meiner Kompagnie versetze."

„Als Marketender?"

„Als liebenswürdigen Kameraden, der vortrefflich den Mundschenk seiner Freunde zu spielen versteht," antwortete zuvorkommend der Hauptmann.

„Tausend Dank, Herr Hauptmann, — es thut mir ordentlich wohl, meine Verdienste einmal anerkannt zu sehen."

„Bist Du schon wieder einmal verkannt?" frug der dritte Offizier, den der Gefragte vorhin Edmund genannt hatte.

„Du weißt ja, mein Lieber, ich bin ein Unglückskind."

„Was ist Dir denn passirt?"

„Nichts, das ist's ja eben. Warum mußte nun gerade das Glück bei mir Halt machen? Ich freute mich schon ordentlich darauf, zu einer Kompagnie der mobilen Armee zu kommen, — aber prosit Mahlzeit! — ich bleibe bei dem verwünschten Depot und darf brav Rekruten drillen."

„Bester Senden, ereifern Sie sich nicht," beschwichtigte den jungen Offizier der Hauptmann, „geht es los, so kommen Sie so gut hinaus, wie die von den Feldbataillons, — und gibt's wieder nichts, so haben die Andern vor Ihnen ja auch nichts voraus."

„Das glaube ich auch," pflichtete Edmund bei.

„Du freilich hast gut reden, — Du hast Deine Epaulettes schon im Kasten und den Helm pensionirt; solch' ein Glück!"

Das heitere Gesicht des Offiziers paßte schlecht zu den Klagen, — sie mochten doch nicht so sehr ernstlich gemeint sein. Lieutenant Baron von Senden war ein liebenswürdiger junger Mann, ein heiterer Gesellschafter, superber Kamerad und gern gesehen in allen Häusern seiner großen Bekanntschaft. — Es ist nicht immer Beweis von Langeweile, Stoffarmuth oder Vorsicht, wenn ein Gespräch in's Stocken geräth, — es ist mitunter ein gar zu behagliches Gefühl, nicht zu sprechen, sondern in unbestimmten Gedanken den aufsteigenden Ringeln einer brennenden Cigarre nachzusinnen. Die drei Offiziere gaben sich denn auch dieser interessanten Beschäftigung mit ziemlicher Ausdauer hin und nahmen dabei jeder die ihm vermöge seines Naturells zukommende Pose an. Der Hauptmann saß aufgerichtet auf dem Sofa, betrachtete nach jedem Zuge das Weiterglimmen seiner Cigarre und hütete sorgfältig die Asche, daß sie ja so spät als möglich abfalle, — Baron Senden legte den Kopf weit zurück und blies zierliche Ringel, denen er wohlgefällig nachschaute; — Lieutenant Edmund Karst saß regungslos in dem schon erwähnten Fauteuil und rauchte maschinenmäßig weiter, er machte weder Ringel noch hätschelte er seine Cigarrenasche, — offenbar war er der geistig Beschäftigste oder der Indolenteste. Senden hatte sich schon mehreremale vergeblich bemüht, das Nonplusultra der Cigarrenrauchkunst fertig zu bringen. Meinen sehr werthgeschätzten Lesern, welche in der höhern Rauchkunst nicht heimisch sein sollten, möge zur geneigten Wissenschaft dienen, daß man hierunter das schwierige Kunststückchen versteht, durch einen ersten Ring einen zweiten kleinen Ring durchzublasen. Wie gesagt, Senden hatte sich schon mehreremale vergeblich bemüht, als es ihm endlich glücken zu wollen schien, — den Effekt zu beurtheilen, bog er sich immer weiter zur Seite, wodurch er schließlich in Berührung mit seinem Hauptmanne kam. Dieser aus seinen Meditationen aufgeschreckt fuhr zusammen, die gehegte Asche brach ab und fiel auf die Beinkleider, daß der Hauptmann eifrig zu pusten und zu wischen anfing.

„Tausendmal Pardon, Herr Hauptmann," entschuldigte sich der Lieutenant.

„Bitte, bitte," antwortete jener maschinenmäßig, doch mit einem leisen Anflug von Aergerlichkeit.

Die drei Herren sahen sich nach einander an, wie wenn sie just aus dem Schlafe erwacht wären, — Senden füllte auf's Neue die Gläser mit dem nach und nach erkühlten Getränke und suchte eine Unterhaltung in Gang zu bringen.

„Jetzt werde ich mir erlauben, die Herrn um einige Augenblicke Nachsicht zu bitten, — der große Moment der Nachttoilette beginnt."

„Was haben Sie vor, Senden?"

„Ich habe eine kapitale Idee, Bequemlichkeit und Diensteifer zu vereinigen. Meine Herren, ich empfehle Ihnen mein Rezept zur Darnachachtung."

Bei diesen Worten zog Senden den knappen Waffenrock aus, statt seiner den Paletot ohne Kragen an, schnallte den Säbel ab und lehnte die leere Scheide mit der Kuppel in eine Ecke, die Klinge aber blank in Griffweite auf den Nachbartisch.

„So nun bin ich fertig," sprach er lustig, „wenn es jetzt in's Gewehr ruft, so bin ich gleich mit gezücktem Schwerte bei der Hand und —"

„Wachkommandant 'raus" schrie der Posten vor dem Gewehr in diesem Augenblick.

Die Offiziere sprangen a tempo auf.

„Ganz wie in einem schlechten Lustspiele" — lachte Lieutenant Karst.

Die Störung war nicht von großem Belang. Eine der Patrouillen, welche in verschiedenen Zwischenräumen die Straßen der Stadt durchzogen, hatte in der Gegend des „Lehels" einen Soldaten des Infanterieleibregiments getroffen, welcher sich über seine Entfernung aus der Kaserne nicht auszuweisen vermochte. Er wurde darum arretirt und auf die Hauptwache abgeliefert.

Während Hauptmann von Sauber die Meldung des Patrouillenführers, eines alten Gefreiten, entgegennahm, hatte sich neugierig der größere Theil der Wachmannschaft an der Gewehrlinie aufgestellt, — die Wenigsten schliefen, denn es war eine laue Sommernacht und die Schwüle in dem engbelegten Mannschaftswachzimmer zum Ersticken.

„Und welche Entschuldigung hat denn Er für sein Streunen?" frug Hauptmann von Sauber den Arrestanten, indem er ihn prüfend betrachtete. Wenn der sehr geneigte Leser ein Gleiches thun will, so erkennt er den Soldaten wieder, denn es ist kein Anderer als Seppel.

„Herr Hauptmann, ich war mit einigen Bekannten vom Civil heute Abend beim Bier und als ich nach Hause in die Kaserne wollte, war ringsum alles voll Menschen und Gedränge. Ich wollte mich nicht durchwinden, weil sonst die Patrouillen geglaubt haben würden, ich gehöre mit zu den Krakehlern und darum ging ich zu meinen Verwandten am Lehel, bis ich den Weg wieder frei fand."

„Und da hat Er bis jetzt gewartet?"

„Herr Hauptmann verzeihen, — meine Uhr war stehen geblieben" antwortete Seppel mit jener gespielten Einfältigkeit, die nur dem verschlagenen Sohne der Vorstädte eigen ist. —

Hauptmann von Sauber biß sich auf die Lippen, Lieutenant Senden drehte sich um, das Lachen zu verbergen und Karst zog schnell das Taschentuch.

„Schon gut," entschied nach einer kleinen Pause, während welcher er erfolgreich das Lachen, welches sich ihm unwillkürlich aufdrängen wollte, bekämpfte, der Hauptmann — „Sergeant Kreuzer!"

„Herr Hauptmann befehlen!"

„Nehmen Sie den Mann in Detention bis ich morgen Meldung gemacht haben werde."

„Sehr wohl, Herr Hauptmann."

„Gut, — abtreten." —

Während der Hauptmann und Senden sich in das Wachtzimmer zurückzogen, schenderte Lieutenant Karst zwischen den Kanonen auf und ab, welche die Hauptwache flankiren. Der junge Offizier wollte allein sein. Er befand sich in einer fatalen, ja peinlichen Lage, — sie zu beschreiben ist nicht möglich, — der Leser möge sich selbst hinein versetzen. Karst hatte seit mehreren Stunden einen Liebesbrief bei sich und hatte ihn noch nicht lesen gekonnt. — Man wird zugestehen müssen, daß eine solche Verlegenheit mit zu den qualvollsten gehört. Daß der Lieutenant aber nicht zum Lesen des für ihn so wichtigen Billets kam, hat seinen guten und triftigen Grund. Ohne aufzufallen war diese Lektüre nämlich nicht möglich, denn der Brief war nicht geschrieben, sondern gestochen. Der sehr werthgeschätzte Leser eräth nun wohl, von welchem Briefe die Rede ist; Lieutenant Edmund Karst ist der Offizier, welcher im Theater Ida Horst so auffällig betrachtete, daß dadurch die Aufmerksamkeit Norderns erregt wurde, — er war es ferner, der den von Ida verlorenen Zettel verabredeter Maßen im Parkett auffing und ihn unter den Waffenrock steckte. — Bald darauf wurde Karst aus dem

Theater von einem diensthabenden Unteroffizier geholt. Sein Bataillon erhielt in Folge des ausgebrochenen Krawalls Bereitschaft, — Karst eilte zur Kaserne, von da auf den Marienplatz, wo sich der Stadtkommandant mit seinem Stabe und den aufgestellten Linientruppen befand, und wurde hier, als die Truppen abkommandirt wurden, als Verstärkung der Hauptwache zugetheilt. So hatte er noch immer den geheimnißvollen Theaterzettel ungelesen auf der Brust. —

Wenn auch voll Ungeduld und erklärlicher Neugier, so doch tiefeigentlichst zufrieden setzte der Lieutenant seinen kurz abgegrenzten Spaziergang eine gute Weile fort. Endlich blieb er, an eine der Kanonen gelehnt, stehen, und schaute über den leeren Marienplatz. Nirgends ein Zeichen von Leben, — nur um das Standbild der Madonna brannten noch schwach einige Laternen, bei deren Schein Abends Andächtige zu beten pflegen. — Es ist etwas eigenthümlich Anziehendes um die ungestörte Stille einer Nacht. Bei Tag bietet der Anblick einer Straße oder eines Platzes nur einen kleinen Bruchtheil der besonderen Empfindungen, wie bei Nacht, wenn alles Leben erstorben zu sein scheint. Die unsichere Beleuchtung des Mondes erzielt eigenthümliche Reflexe, die den Beschauer mit einer Macht, der sich Niemand zu entreißen vermag, in eine endlose Fluth ungewisser Fühlungen stürzen und seinen Sinn mit magischer Gewalt fesseln. Die unschönen Eindrücke, welche der Sonne helles Licht am Tage ebenso dreist vor's Auge führt, wie das Erhabene und Schöne, verschwinden im Mondlicht, die oft störenden Details sind unsichtbar und nur der Gesammteindruck kommt zu Geltung: Der Eindruck einer unbeschreibbaren, nur zu empfindenden Poesie.

Edmund stand versunken in Gedanken. Er durchging im Geiste in raschen Sprüngen all' sein Hoffen, all' sein Wünschen. Ach, es war so groß und doch so einfach. Das anmuthige Bild des geliebten Mädchens war immer und immer der Mittelpunkt, um welchen sich seine Träume woben. Seine jugendliche Fantasie marterte sich mit allen möglichen und unmöglichen Plänen ab, wie er sich Ida erringen solle und könne, — er — der simple Offizier, ohne Namen, ohne Familie — und sie — das einzige Kind des reichen Bankiers, der voraussichtlich um so anspruchsvoller, weil er selbst ein Parvenu war. Aber die Liebe d. h. seine heiße, das ganze Sein erfüllende Jugendleidenschaft baut in kühnem Gedankenfluge Brücken über die Abgründe der Unmöglichkeit und hofft mit bergeversetzender Zuversichtlichkeit auf das Eintreffen eines Wunders, wo sie befürchten muß, auf

legalem Wege nicht zum Ziel zu kommen. — Und war nicht gerade jetzt die Zeit, wo eine große Idee, durch kühne Mittel durchgeführt, verwirklicht werden konnte? Dem Kühnen ist das Glück hold. Warum sollte Edmund daran verzagen, daß es ihm gelinge, mit seinem Degen sich die Geliebte zu erkämpfen? Die Geschicke der Kriege liegen in seltsamen Kontrasten nebeneinander gebettet in der unergründlichen Urne der Zukunft, nur wer ohne Kampf sich verloren gibt und statt mannhaft zu streiten widerstandslos sich dem Geschicke unterwirft, begräbt sein Anrecht auf Hoffnung.

Der Morgen graute; — hinter dem spitzen Thürmchen des Rathhauses kam der junge Tag herauf, erst schüchtern, doch siegreich die nächtlichen Tinten verscheuchend, — die kühle Morgenluft fächelte wie eine Mahnung an die Wirklichkeit die heiße Stirne des jungen Offiziers. Die Schildwachen gingen in rascherem Tempo auf und ab, denn wenn man auch auf der Höhe des Sommers stand, so waren die Stunden des Tagesanbruchs doch wie immer frisch. —

Die unerquicklichste Zeit für eine Wache sind unbedingt die Stunden von Tagesanbruch bis zur Ablösung. Die Wachmannschaft ist mit der unbequemen Arbeit des Putzens u. s. w. beschäftigt, — die Lokale müssen gescheuert werden, ohne daß man dieser Plage durch Entfernung sich entziehen kann. Man fühlt sich wie ein Reisender, der in einer fremden Stadt nichts mehr zu thun weiß und doch erst mit einem in einigen Stunden abgehenden Zuge weiterreisen kann.

Edmund war verschont geblieben, diese letzte unliebsame Periode des Wachtdienstes auszuhalten. Nachdem die Nacht ohne Ruhestörungen verlaufen war, wurde die fernere Belassung der Bereitmannschaft auf der Hauptwache für unnöthig erachtet und Lieutenant Karst erhielt den Befehl abzuziehen.

In geflügelter Eile trat er den Heimmarsch an, jetzt endlich — zehn Stunden nach Empfang — konnte er den verheißungsvollen Theaterzettel lesen. — Kaum war er in seinem Quartier, als er auch die bedeutungsschweren Nadelstiche prüfte, — um mit immer zunehmender Freude nach und nach zu lesen:

„Dom – Messe — Seitenaltar rechts – erwarten nach 9 Uhr" —

Wer wird den glücklichen Lieutenant verspotten, wenn ich so indiskret bin zu verrathen, daß er den glückverheißenden Theaterzettel im ersten Rausche des Entzückens an die Lippen drückte?! —

Zehntes Kapitel.

Am andern Morgen.

Ein Mann ohne Herz! Wie oft hört man diesen Ausspruch? Und doch behauptet er eine Unmöglichkeit. Es gibt absolut gar keinen Menschen ohne Herz d. h. ohne Gefühl und Empfindungen, wie wir sie als Eigenschaften des Herzen kennzeichnen. Es mögen Naturanlagen oder besondere Erfahrungen die zarteren Saiten in eines Menschen Brust wohl unempfindlicher gegen äußere Eindrücke gemacht haben, ganz in ihrer Thätigkeit ertödten lassen sie sich nicht und wer es versteht die richtige Anregung zu treffen, der belebt den unzugänglichsten Sinn eines sogenannten Herzlosen ebenso sicher wie ein zur Weichherzigkeit disponirtes Gemüth.

Bankier Horst mochte im Allgemeinen für einen Mann ohne Herz gelten, denn Schwächen und Empfindlichkeiten waren ihm fremd. Wie der Hebräer für rechnen und denken nur einen Ausdruck hat, so waren auch ihm diese beiden Begriffe identisch. Es wäre darum auch Niemand eingefallen auf Herz und Gemüth des Bankiers einen Kalkul machen zu wollen. Und doch verbrachte der Bankier eine sorgenschwere Nacht. Ein Börsenspekulant muß daran gewöhnt sein den Schlaf zu bannen, will er nicht vorzeitig seinem körperlichen und geistigen Ruin entgegengehen. Unsere Zeit stellt an den Spekulanten, beziehungsweise an dessen Nervensystem Anforderungen, von deren Größe unsere Väter noch keine Ahnung hatten. Ehedem hatte der Geschäftsmann einen sich auf bestimmte Stunden erstreckenden Thätigkeitskreis. Wenn er seine Post expedirt hatte, wußte er, daß eine unstörbare Ruhe für ihn eingetreten sei bis zum Eintreffen einer neuen, in der Ankunftszeit vorher bestimmten Post. Unsere Großväter erachteten es schon als ein Zeichen großen Fortschrittes, daß sie auf den Haupthandelsplätzen eine tägliche Postverbindung mit den sie interessirenden Korrespondenzorten erzielt hatten. Es kam die Zeit des Dampfes. Die Lokomotive durchras'te in geflügelter Eile die Länder und verkürzte die Entfernungen auf das Viertel. Die Folge dieser Neuerung war eine vervierfachte Inanspruchnahme des geistigen Schaffens des in seinen Berechnungen von den Einflüssen anderer Märkte abhängigen Geschäftsmannes. Und als endlich gar der elektrische Funke gefesselt und gezwungen wurde Schreiberdienste zu leisten, hörte der Begriff einer Pause für den berechnenden Spekulanten auf zu existiren. Jede

gegenwärtige Minute ist sein, die nächstkommende gehört ihm nicht mehr, das geschäftige Leben pulsirt mit Gedankenschnelligkeit von Pol zu Pol, von einer Hemisfäre zur andern. Wer zweifelt hienach noch daran, daß die geistigen Anstrengungen und physischen Aufregungen in der Großhandelswelt von einer Gewalt sind, denen eine nur gewöhnliche Nervenkonstruktion auf die Dauer Widerstand zu leisten nicht gewachsen ist?! Aber selbst inmitten dieses gigantischen Kampfes zwischen geistigem Wollen und körperlichem Können erscheint ein Faktor, dessen siegreiche Allgewalt sich auch hier zur Geltung zu bringen weiß: die Gewohnheit. So parador es auch klingen mag, so ist es doch Thatsache, daß die unausgesetzte Inanspruchnahme des Geistes, wie sie unsere heutigen Verkehrsmittel bedingen, schließlich die Psyche mit einem gewissen Behagen erfüllen, ähnlich so wie man dem Körper durch Gewöhnung den Genuß von Gift möglich machen kann. Bankier Horst war eine Natur von jener geistigen Elastizität, welchen es möglich, seinen geschäftlichen Kombinationen Halt zu gebieten, um den Anforderungen des physischen Ichs zu genügen. —

Und doch sagte ich oben: Bankier Horst verbrachte eine sorgenschwere Nacht. — Es mußten also Gründe von absonderlicher Art sein, welche den gegen Aufregungen gefeiten Geschäftsmann des Schlafes beraubten. Diese Gründe lassen sich in ein einziges Wort zusammenfassen: Horst war verliebt. — Es mag selten sein, unwahrscheinlich, romanhaft klingen; Horst war verliebt in die Marchese Sarto, die er ein einzigesmal gesehen, nie gesprochen hatte. Der Anblick der blendenden Erscheinung in der Loge hatte ihn gefesselt, er hatte eine Veränderung in seinem Denken und Fühlen wahrgenommen, wie er sie wenige Stunden vorher nicht für möglich gehalten hätte, — er entdeckte, daß er eben kein Mann ohne Herz sei.

Horst vergingen heute die Morgenstunden in unbequemer Langsamkeit. Er hatte nur mit zerstreutem Kopfe die eingelaufenen Depeschen durchgelesen und die angekommene Morgenpost durchgeblättert, aus jedem Briefe und jedem Blatte guckte das fesselnde Bild der interessanten schönen Marchese heraus. Mit Ungeduld erwartete er den Besuch des Baron, der ihn zu der Räuberin seiner Ruhe führen sollte. —

Horst war, wie ich schon gesagt, ein Parvenu. Er krankte darum auch an den Unbehaglichkeiten, welche diesen anzukleben pflegen. Durch eifrige Beobachtungen sowie sorgfältiges Copiren guter Muster hatte sich Horst wohl sattelfest in den Manieren der guten Gesellschaft gemacht und sich in

den Cerkles der feinen Welt zu bewegen gelernt, aber doch fehlte ihm jenes angeborene je ne sais quoi, welches den geborenen Aristokraten vor dem emporgekommenen Glückspilz auszeichnet. Es gibt in der gesellschaftlichen Tournure ein Etwas, was sich nicht lernen läßt, was dem Menschen schon von den Geburtsfeeen mit in die Wiege gebunden werden muß, wenn er es nicht zeitlebens soll missen müssen, — dieses Etwas aber ist der feine aristokratische Timbre, der jeder Nachahmung spottet. Horst fühlte diesen Mangel und da er wie alle Parvenus eitel auf eine gesellschaftliche Bevorzugung war, so gab er sich alle erdenkliche Mühe, das ihm Fehlende zu bemänteln. — Sein Arbeitszimmer, in welchem er Geschäftsfreunde und persönliche Bekannte zu empfangen pflegte, conterfeite ganz den Charakter des Bankiers. Daß es in Bezug auf Ameublement allen Anforderungen des Comforts und Geschmacks entsprach, versteht sich ganz von selbst und soll hier natürlich nicht besonders betont werden. Die Art und Weise aber wie Horst seinen Schreibtisch arrangirte, soll nicht ohne Erwähnung bleiben. Es war die Absicht des Bankiers hier eine gewisse Gleichgültigkeit, eine Art von Abgestumpftheit gegen die Reize des Reichthums und die Annehmlichkeiten einer bedeutenden Stellung, so zu sagen eine Gewöhnung an dieselben an den Tag zu legen. Die Utensilien, deren man zum Schreiben bedarf, waren durchweg aus werthvollem Material, vielleicht nicht immer sehr praktisch, dafür aber reich. Den Schwerpunkt im Arrangement, das man füglich ein studirtes Derangement nennen konnte, legte Horst aber auf die richtige Verwendung der als Staffage dienenden Gegenstände, welche eigentlich nicht auf das Bureau gehörten. Da lagen einige Couverts mit den Siegeln nach oben, — die daraufgedrückten großen Petschaften verriethen, daß sie in einem Ministerium zu Hause seien; daneben befand sich eine Anzahl von telegrafischen Depeschen, kenntlich an dem auf dem Kopfe befindlichen Wappen, — bei genauer Besichtigung entdeckte man, daß die Telegramme chiffrirt waren, was natürlich die Bedeutung dieses Requisits wesentlich erhöhte. Briefchen mit in die Ecke gestempelten Fürsten- und Grafenkronen füllten die Zwischenräume aus und hin und wieder schaute aus einer Ecke ein Goldstück hervor, das, wie vergessen und verachtet, seiner Bestimmung, als ein kleines Douceur verwendet zu werden, entgegen zu schmachten schien. Wäre der Trick nicht zu abgegriffen gewesen, der Bankier würde halbangebrannte Banknoten herumgestreut haben, um damit anzudeuten, daß er nur mit solchen seine Cigarren anzuzünden pflege. Auf die Sensale und Makler

machten derartige berechnete Arrangements immerhin einen gewissen Eindruck, während sie bei Neulingen sogar ein Gefühl von vertrauensvoller Ehrfurcht erzeugten, — Horst, der bei geschäftlichen Unterredungen nicht vergaß, die Fysiognomien seiner Besucher zu beobachten, hatte darum häufig die Genugthuung, sich an dem Erfolge seines Tricks zu ergötzen.

Auch heute war Alles im Zimmer des Bankiers in schönster Ordnung, beziehungsweise Unordnung, denn es war seine Absicht, einen möglichst bestechenden Eindruck auf den sehnlich erwarteten Baron hervorzubringen. Bis zu dem Eintreffen desselben geleite mich aber der Leser an einen andern Ort, wo sich zu derselben Zeit andere Personen meiner anspruchslosen Erzählung etwas zu sagen haben. —

Leser! Erinnerst Du Dich noch Deines ersten Rendez-vous? Gewiß, das erste pflegt man nicht so leicht zu vergessen. Wie langsam und träge schleicht da der Zeiger an der Uhr, wie schnell und eifrig pocht dafür das eigene Herz, diese untrügliche Uhr der Liebe. Man möchte immer laut aufjauchzen vor Freude, die Brust ist so voll, schier zum Zerspringen, mit seinem Todfeinde könnte man sich versöhnen, — vor Allem aber möchte man sein Glück in alle Welt hinausjubeln in der Ueberzeugnng, die ganze Welt würde uns beneiden. — Daß das nun gerade nicht angeht, ist wohl die einzige Unannehmlichkeit, welche sich geltend macht, sonst lacht den Beglückten die ganze Welt an. — Wohlverstanden, ich spreche vom ersten Rendez-vous, — später reduzirt sich diese trunkene Freude, bis nicht selten der Zeiger der Uhr dem Bestellten viel zu rasch geht.

Edmund Karst war selig. Immer und immer wieder hielt er den glückverheißenden Theaterzettel gegen die Fensterscheiben und buchstabirte nach den Stichen: D — o — m u. s. w. bis er den ganzen Satz zusammengefunden hatte. — Und Ida? Je näher die Stunde kam, um so ängstlicher, um so unsicherer wurde sie. Wie sollte sie sich ihm gegenüber benehmen? Was mußte Edmund von ihr denken? Sie hatten sich wohl ab und zu gesehen, aber das war in Gesellschaft, — sie hatte ihm wohl auch sonst just kein Hehl daraus gemacht, auf einem Balle zu sagen, wann und wo sie wieder einen solchen besuche, aber heute —?! Die Geschichte mit dem Zettel gestern Abend war denn doch leichtsinnig, wie sie jetzt meinte. Aber was sollte sie machen? Bälle gab es keine mehr, nirgends gab es in diesen Tagen der politischen Trübe Gesellschaften, wo man sich hätte zufällig begegnen können und immer nur aus der Entfernung im Theater sich sehen

war — das muß man gestehen — doch entsetzlich wenig. Was halfen aber jetzt alle Bedenklichkeiten und Grübeleien, nun war es schon geschehen. — Ida mußte endlich doch sich entschließen zu gehen, – es war neun Uhr geworden. — Es war der Dienst eines Bedienten, ihr zur Kirche zu folgen, Ida lehnte natürlich dessen Geleite nicht ab, aber sie wußte, daß derselbe die Gewohnheit hatte, nachdem sie die Kirche betreten, das Ende der Messe in einem nahegelegenen Wirthshause abzuwarten, um seine junge Gebieterin an derselben Kirchthüre, durch die sie eingetreten, wieder in Empfang zu nehmen und ihr nach Hause zu folgen.

Diese Regelmäßigkeit ersparte Ida auch die Mühe dem Bedienten Instruktionen zu geben. —

Ida trat in die weiten Hallen des Gotteshauses. Wäre es schon an und für sich für eine Dame unpassend gewesen, in einer Kirche große Umschau zu halten, so wäre Ida heute vollends gar nicht im Stande gewesen, ihre Blicke umherschweifen zu lassen, denn sie glaubte sich fortwährend im Banne von beobachtenden Augen, sie fühlte, daß sie betrachtet werde. Die Messe, welcher beizuwohnen Ida gekommen war, hatte bereits begonnen. Nach katholischer Sitte war Ida in einem Betstuhle niedergekniet. Dem regelmäßigen Kirchenbesucher sind die Ceremonien des Gottesdienstes, insbesondere der täglichen Messe, geläufig, — er kennt die Reihenfolge der einzelnen Handlungen des Opfers und gewöhnt sich leicht daran, demselben maschinenmäßig anzuwohnen, — die Anhörung einer Messe wird zu einer gewohnten Pflichterfüllung, die meist dann erst mit geziemender Andacht vollzogen wird, wenn die Seele des Betenden von einer bestimmten Veranlassung bewegt ist. Während Ida dem halblauten Gebete des Priesters lauschte, waren ihre Gedanken unausgesetzt mit ihrer Liebe beschäftigt. — Nur Voreiligkeit kann hierüber einen Tadel aussprechen. Der Schöpfer legte in die Brust des Menschen als köstlichste Perle die reine Liebe, ihr Kult ist auch Gottesdienst, vielleicht ein dem Herrn wohlgefälligerer, als mancher andere der sich mit Bekreuzigen und Brusthämmern farisäisch einführt.

Die Messe ging zu Ende, der Priester hatte segensprechend den Altar verlassen, die Knieenden erhoben sich und zerstreuten sich allmählig. Ida, war in tödlichster Angst und Verlegenheit; jetzt war der Moment, auf welchen sie sich heimlich gefreut, als er noch ferne war und nun er herangekommen, fühlte sie die peinlichste Beklemmung. Sollte sie gehen? Sollte sie bleiben? Sie war zuletzt allein im Betstuhl und glaubte, daß sie, wollte sie nicht

auffällig erscheinen, sich entfernen müsse. Im Begriffe das zu thun und als sie bereits mit einem Fuße auf dem Steinpflaster des Domes stand, ertönte dicht hinter ihr das leise Klappern eines Säbels. Ida zuckte zusammen; — es war Edmund.

„Ich hatte nicht die Kühnheit, gnädiges Fräulein,“ sprach dieser schüchtern, „Ihre Andacht zu stören, aber nun Sie im Begriffe stehen, die Kirche zu verlassen, vermag ich nicht länger mehr zu zögern, Ihnen meinen Dank, meinen aufrichtigsten, heißesten Dank auszusprechen für Ihre große Güte.“

Edmund hatte sich diese Rede während der Messe einstudirt, er sagte sie auch ziemlich ohne Fehler her, — nun aber kamen beiderseits die Pausen, aus denen seit Olim die Konversation schüchterner Liebender zu bestehen pflegt.

Ich denke nicht, daß ich dem sehr werthgeschätzten Leser einen Dienst erweise, wenn ich ihm mit stenografischer Genauigkeit die abgebrochenen Sätze und Bemerkungen wiederhole, welche Ida und Edmund sich gegenseitig sagten. — Letzterer namentlich fühlte, daß er doch etwas sprechen müsse und suchte schon eine geraume Weile nach der nöthigen Sicherheit. Endlich sich erinnernd, daß eine so herrliche Gelegenheit, die Geliebte zu sprechen, sich nicht so bald wieder finden dürfte — ermannte er sich und begann:

„Vielleicht ist es heute wohl das Letztemal, Fräulein Ida“ (er war vom „gnädigen Fräulein“ schon zu „Fräulein Ida“ avancirt), daß es mir vergönnt ist, Sie zu sehen, — man spricht allgemein von einem baldigen Ausmarsche.“

„Meine heißesten Wünsche für Ihre Erhaltung werden sie begleiten.“

„O wie danke ich Ihnen für dieses Wort, es macht mich unaussprechlich glücklich. Ich hatte heute Nacht Dienst und während die Kameraden schliefen, habe ich allein mit meinen Gedanken, meinen Wünschen und Aussichten in der stillen Mondnacht gestanden und mich in seligen Träumen einer glücklichen Zukunft ergangen. Ich habe gefühlt, daß ich Vermessenes anstrebe, — aber ich habe mir gelobt, dieses mein Ziel entweder zu erreichen oder im Kampfe darnach unterzugehen. — Sie schweigen?“

„Ja, Herr Lieutenannt, ich weiß nicht — was — Sie — “

„O Ida verschmähen Sie es, ich bitte Sie inständig, flehentlich darum, zu spielen. — Die Zeit drängt, jeder Tag kann mich hinauswerfen mit der Armee, seien Sie großmüthig und geben Sie mir eine Wegzehrung mit, welche mich begeistere und eine Bürgschaft sei, daß ich nicht einem trügerischen

Fantom nachstrebe. — Ida, — große Momente entschuldigen kühne Schritte; — Ida geben Sie mir eine Hoffnung mit, — eine Hoffnung, daß Ihr Herz Antheil nimmt an meinen Bestrebungen, sagen sie mir ein Wort, daß ich wiederkehren soll."

Was war es, das Ida plötzlich bewegte? Ihre Augen zwinkerten auf einmal, ein ganz feiner rother Streif, wie ein Faden, umsäumte dieselben, — rasch zog sie den Schleier vor das Gesicht und indem sie sich hastig abwandte, reichte sie wortlos dem jungen Offizier die Hand. —

Eine Sekunde darauf war sie aus dem Dome verschwunden, der Lieutenant glaubte aber noch immer den leisen Druck der schönen Hand zu fühlen. — O du schöne Zeit der Jugend, der Liebe! —

Elftes Kapitel.

Am Lehel.

In der Wahl des Platzes, wo die Mächtigen dieser Erde ihren Wohnsitz aufschlagen, herrscht eine eigenthümliche Uebereinstimmung, insoferne in vielen Fällen der Entscheid auf einen Punkt fällt, auf welchem kein anderer Mensch sich niederlassen möchte, wenn er durch keinerlei Nebenrücksichten gebunden wäre. Ich erinnere an die verschiedenen Residenzen der Großen Europas, — an Madrid, Haag, Berlin, Stuttgart, Karlsruhe, Darmstadt und München. Alle diese Städte sind widernatürlich herangebildet, entbehren der ursprünglichsten Base jeglicher Entwicklung der geografischen Lage und kranken durchweg an den Folgen dieses empfindlichen Mangels. Eine unbegreifliche Laune hat das ganz besonders ungünstig situirte München zur Residenz erhoben, welches ohne diese Erhebung gar keine Aussicht zu einem auch nur leidlichen Emporblühen hatte. Aber eine unermüdliche Sorgfalt hat die Regenten Bayerns beseelt, wo es galt, die Hebung Münchens zu fördern, und so ist es lediglich den fortwährenden Bemühungen dieser zu danken, daß München heute eine achtunggebietende Stellung unter den Städten Deutschlands einnimmt. Die Konzentrirung der Behörden, die Transferirung der wissenschaftlichen und Lehrinstitute des Landes hieher, — dann die Er=

hebung Münchens zum Sitze der Kunst durch den greisen König Ludwig I., der die ehemalige übelriechende Stadt in Wahrheit zum deutschen Athen umschuf, — schließlich die sorgfältige Ueberwachung der Verschönerungen sowie die emsige Pflege der Wissenschaften durch König Maximilian II. haben aus München viel mehr gemacht als die Gründer der übelgewählten Residenz sich jemals träumen mochten.

Aber was auch Bayerns Könige in unermüdlicher Fürsorge gethan, Eines konnten sie nicht schaffen: einen belangreichen Geschäftsmarkt. — Und der Mangel eines solchen drückt München seinen unverkennbaren Stempel auf, — es fehlt in der bayerischen Residenz die Behäbigkeit, der Wohlstand, wie er das beneidenswerthe Attribut der Städte von commercieller Bedeutung ist, — denn wo man in München im Bürgerstand dem Wohlergehen begegnet, tritt dieses meist in einer so lästigen, für den Nachbar so unangenehm widerlichen Weise auf, daß der Volksmund für dieses Gebahren sogar einen eigenen Ausdruck gefunden hat: Protzerei. — Daß natürlich die glücklich situirte Bourgeoisie nur in der Minderzahl vorhanden, der Pauperismus aber seine Blüthen mit der wucherndsten Ueppigkeit treibt, versteht sich am Ende bei München ganz besonders von selbst, wenn man die Höhe seiner Einwohnerzahl bedenkt und die nothwendigen Konsequenzen seiner Entstehungsgeschichte in Erwägung zieht. Es ist eine Eigenthümlichkeit menschenreicher Orte, daß sich in ihnen an einzelnen Punkten gewissermaßen die Extreme berühren. Mitunter reiht sich dicht an den prunkenden Palast des Reichen die unscheinbare Hütte der Armuth, wenn auch letztere dem Anblicke des Vorübergehenden entzogen wird. Gehört es doch mit zu den eifrigsten Bestrebungen der Gemeinden, überall so viel wie möglich wenigstens das verrätherische Gewand der Armuth zu verbergen, da es nicht möglich ist das Wesen derselben und die erzeugenden Ursachen abzuschaffen. —

Durchschneidet man die neugebaute Straße, welche der verewigte König Max II. schuf und welche zum Gedächtniß an den guten Monarchen, dem di Liebe seines Volkes das Epitheton „das beste Herz" gegeben, dessen Namen führt, so gelangt man in eines jener Stadtvierlel, in welchen sich die Kehrseiten des großstädtischen Lebens abspiegeln. Es ist dies „das Lehel." Der Grundcharakter dieses Stadttheils ist nun zwar allerdings Armuth, aber nicht die widerliche Armuth, welche schon in Stumpfsinn und thierische Gleichgültigkeit ausartet, sondern die Armuth, welche sich das morgen vom heute erobert, die Armuth, welche arbeitet und darum nicht nur des Beschauers

Antheilnahme sondern auch dessen Anerkennung verdient. — Der Umstand, daß der Isarkanal diesen Stadttheil durchschneidet, hat auch die Entfaltung gewisser Thätigkeiten bedingt; „am Lehel" ist der Sammelplatz der Wäscherinen, ebenso wie auch dort die Sägemühlen, Schleifereien u. dgl. ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben. Die Häuserspekulation hat sich noch nicht in das Viertel der kleinen Arbeiter verirrt und so hat man denn auch am Lehel noch Gelegenheit jene kleinen Häuschen zu sehen, welche in den Geschichten der Städte nachgerade verschwinden. Eines dieser nur aus einem Erdgeschoße mit zugespitztem deutschen Dache bestehenden Hüttchen lehnt sich an das andere, nieder dumpf und ungesund und in ihren geringen Räumlichkeiten oft mehr Menschen beherbergend, als nach den Behauptungen der gerichtlichen Medizin ohne Gesundheitsbeschädigung möglich. Nichts destoweniger ist es während des Tages am Lehel ziemlich öde, denn dort gehört der Tag der Arbeit. Das „Lehel" ist die Straße St. Antoine von Paris, — natürlich mit der entsprechenden Modifikation, welche aus der Verschiedenheit des dortigen und hiesigen Volkscharakters hervorgeht.

In eines dieser kleinen Häuschen nun führe ich den sehr werthen Leser und bitte ihn sich zurückversetzen zu wollen in jene Stunden, welche auf den durch Militärmacht erdrückten Krawall im „Sterngarten" folgten.

Es ist ein kleines niederes Stübchen, in welches ich den Leser führe, — die Spuren aller Arten von Vernachlässigungen machen sich bemerkbar, — nie scheint die Hand einer Putzerin hier gewaltet zu haben. Um einen kleinen wackligen Tisch sitzen drei Personen, — zwei Männer und eine Frau. Die Fensterläden sind geschlossen, auf dem Tische steht eine Flasche, in deren Hals ein qualmendes Unschlittlicht gesteckt ist, dessen Docht lange und übelriechend herabhängt und das Abschmelzen der Kerze beschleunigt. Bei der magern Beleuchtung erkennen wir bei den Dasitzenden drei ausgegohrene Galgenfysiognomien. Der eine der Männer mochte wohl schon an sechzig zählen, denn seine Haare waren spärlich und grau und die Runzeln in seinem Gesichte wareu tief eingegraben. Ein struppiger Bart ergänzte das Schmutzige seines Aussehens, welches durch den stechenden Blick seiner kleinen tiefliegenden grauen Augen etwas ungemein widerliches erhielt, das sich, wenn der Alte in Aufregung gerieth, bis zur Unheimlichkeit steigerte. Gegenwärtig beschäftigt sich der Mann damit mit einem scharfen Einschlagmesser kleine Späne aus dem Tische zu schneiden. Der zweite Mann im Zimmer war vermuthlich noch jung, — ich sage vermuthlich, weil es schwer war mit Zuversicht-

lichkeit dessen Alter zu schätzen. War der Alte seinem Aussehen nach unverkennbar ein alter Gauner, und machte demzufolge einen sehr fatalen Eindruck, so steigerte sich diese Empfindung noch beim Anblicke des Jüngern, dessen ganze Außenseite auf ein komplettes Arsenal von Schlechtigkeit schließen ließ. Er besaß ein volles Haupthaar, welches in dicken Borsten vom Kopfe abstand, in dieser Bestrebung aber von einem wunderlichen Gemisch von unsagbarer Pomade und Schweinfett behindert werden wollte, — die Nase war roth und spitzig mit einem leisen Anhauch in's violette, der Bart nur spärlich, offenbar bedurfte der Besitzer desselben keines Scheermessers. Schwer ist es von dem Auge des Mannes zu reden, denn nur selten glückte es einem Blicke desselben zu begegnen, da der Mann die Gewohnheit hatte, nie die Personen, mit denen er sprach, anzusehen. Er guckte nur verstohlen unter der auffallend niederen Stirn hervor und es gehörte wirklich eine gewisse Aufmerksamkeit dazu, um herauszubringen, daß diese so selten sich zeigenden Augen die pikante Gewohnheit des Schielens hatten. — Das Portrait dieses Menschen zu vollenden sei erwähnt, daß seine Stimme dem heiseren Gekrächze eines Raben glich, — Beweis von der starken Inanspruchnahme der Schnapsflasche, welcher er auch das Colorit seines Gesichts verdanken mochte. Die Weibsperson war der Gesellschaft würdig. Ihr eigentlich blondes Haar hatte namentlich an der Stirne und zu beiden Seiten alle möglichen Schattirungen, in welchen besonders strohgelb stark vertreten war, womit auch die dichten Sommersprossen, womit das Gesicht besät war, sehr in Harmonie standen. Mund hatte das Weib eigentlich gar keinen, wenn man nämlich unter Mund eine von Lippen begrenzte Oeffnung versteht — die Frau besaß nämlich gar keine Lippen, dafür aber eine lange spitzzulaufende Nase, groß genug, um durch den Schatten, welchen sie warf, den Mangel an Lippen zu verdecken. Dazu einen unbeschreiblichen Ausdruck von Frechheit im Gesichte, wie ihn nur der Auswurf des weiblichen Geschlechtes hat, und den zu erhalten dem verworfensten Manne nicht möglich ist. — Sie mochte etwa dreißig Jahre zählen, möglicherweise auch weniger, die Carriere solcher Weiber läßt frühzeitig altern.

Eine geraume Weile waren die drei Personen stumm beisammen gesessen, das einzige Zeichen von Leben waren die schnitzelnden Bewegungen des Alten und die Griffe des Jüngern nach der Schnapsflasche, welche auf dem Tische stand und deren Inhalt dieser in nicht allzu kleinen Zügen zu sich nahm, ohne sich die Arbeit des Einschenkens in ein Glas zu verursachen.

„Du wirst wieder nicht nachgeben, bis Du wieder einen Rausch hast," sprach endlich das Weib, indem sie dem Jüngern die Flasche, nach welcher er eben greifen wollte, wegnahm.

„Ach was, dummes Zeug," krächzte der Angesprochene, „wegen so einem lumpigen Bisl Schnaps da wird ein Kerl, wie ich, noch lange nicht besoffen, — her damit —" und er griff ebenfalls nach der Flasche.

„Nein" sträubte sich diese.

„Element, das möchte ich doch einmal sehen, ob ich mich von einem Weibsbild sollte herren lassen müssen," knirschte der Erboste.

Das Weib schimpfte wieder dagegen — natürlich bedienten sich Beide einer nicht wiederzugebenden Sprache — und so entstand in dem vorher grabesstillen Stübchen ein ziemliches Lärmen.

Aber da fuhr der Alte dazwischen.

„Seid Ihr des T—?" schrie er, noch lauter als die Andern. Bei dem Tone seiner Stentorstimme schwiegen die Beiden. Gemäßigter fuhr der Alte fort: „Ihr macht so einen Lärm, daß man Euch bis in die Au hören könnte. Sind mir mein Lebtag so ein paar einfältige Dummköpfe vorgekommen?! Du Kathi gibst ihm die Schnapsflasche, er mag sie austrinken, davon wird er hoffentlich noch keinen Rausch kriegen und mehr darf er nicht saufen, der Kerl ist so schon ganz hin, daß man ihn fast zu keiner Arbeit mehr brauchen kann, den nichtsnutzigen Schlingel."

Dieser kümmerte sich nicht um die Auslassungen des Alten, er hatte seine Flasche wieder und hielt sich durch doppelt gewaltige Züge schadlos für die vorige Bedrohung seiner Lieblingsbeschäftigung. — Das Weibsbild, das der Alte mit „Kathi" angesprochen hatte, brummte noch eine Weile leise in sich hinein, dann schwieg auch sie, wie die beiden Männer.

Endlich brach der Alte selber das Stillschweigen.

„Jetzt werde ich bald selber ungeduldig, wenn der Seppel noch länger auf sich warten läßt," murrte er vor sich hin.

„Daß er gar so lange ausbleibt, ist mir verdächtig," keifte die Frau, „ich traue dem Buben nicht mehr recht, — wer weiß, vielleicht will er sich von uns lossagen."

„Unsinn," brummte der Alte dazwischen, „Du läßt doch an keinem Menschen ein gutes Haar; — weil der Seppel heute Abend nun etwas länger auf sich warten läßt, als ausgemacht, so willst Du ihn gleich verdächtigen."

„Na, na," warf das Weib leichthin, „mir gefällt er schon seit einiger Zeit nicht mehr ganz, — er hat Heimlichkeiten vor uns, das ist nicht recht."

„Rede nicht so halb, sondern ganz oder schweige," fuhr der Alte auf. „Wenn Du etwas Unrechtes vom Seppel weißt, so sag's — aber geradezu, nicht mit so halben Redensarten, von denen man nicht weiß, ob sie warm oder kalt sind."

„Ich weiß von ihm kein Unrecht, als daß er nicht mehr zu uns hält. Aber Ihr müßt doch selber sagen, daß der Seppel schon lange keine Arbeit mehr gemacht hat, wenigstens nicht mit uns und wenn er also Geld hat, es heimlich vor uns hält. Nun weiß ich aber, daß er in der letzten Zeit immer bei Geld war, denn er hat erst gestern und heute Abend seinen Kameraden vollauf Bier bezahlt."

„So —?" fragte erstaunt der Alte. „Ist das wahr?"

„Gewiß und wahr. Mir hat's Maurers Toni erzählt, der dabei war und mitgetrunken hat, wie der Seppel im „Sterngarten" draußen hat Bierfässer auflegen lassen. — Was sagt Ihr nun?"

„Ich sage," antwortete entschieden der Alte, „daß Du ein dummes Weibsbild bist, dem der Seppel, wenn er es der Mühe werth findet, den einfältigen Schädel einschlagen soll. Bist Du denn noch so dumm zu glauben, der Seppel zahle aus reinem Uebermuth seinen Kameraden Bier, wie ein aufgeblasener Bauernbursche?"

„Ja, warum soll er es denn aber dann gethan haben?"

„Warum? das weiß ich nicht, aber daß er ganz gute Gründe dafür hatte, magst Du glauben."

Die Belehrung des Alten wurde durch ein Pochen am Fensterladen unterbrochen.

„Still," flüsterte er.

Es ertönten einige verschieden starke in ungleichen Zwischenräumen ausgeführte Schläge.

„Das ist Seppel, mach auf," befahl der Alte.

Das Weib gehorchte, — wenige Augenblicke später trat der Erwartete ein.

„Du kommst spät Seppel," grüßte der Alte.

„Konnte nicht früher, wie Ihr Euch wohl hättet denken können."

„Hast Du nicht ein Restchen Schnaps bei Dir?“ frug lallend der Halbtrunkene, der bisher theilnahmslos geblieben war, seitdem er seine Flasche geleert hatte. Seppel gab ihm keine Antwort.

„Wir glaubten schon, Du würdest gar nicht mehr kommen,“ bemerkte der Alte.

„Habe ich Euch vor acht Tagen nicht bestimmt versprochen heute hier zu sein? Wann habe ich je ein Versprechen nicht gehalten?“

„Ja, ja,“ begütigte der Alte, „Du bist ein ganzer Kerl, was auch Andere über Dich sagen mögen.“

„Ueber mich? Was sagen Andere über mich?“

„Bah,“ wich der Gefragte aus, „lassen wir das gut sein, — Du weißt ja, daß Niemand unverdächtigt durchkommt.“

„Aber ich will wissen, was man über mich sagt.“

„Nun, wenn Du's durchaus hören willst, so sei's drum. Man sagt, daß Du auf eigene Faust arbeitest und gute Geschäfte machen müssest, weil Du so viel Geld hast, um Deine Kameraden freihalten zu können.“

„Und wenn's so wäre?“

„So wäre es schlecht von Dir, nicht an uns zu denken, zu denen Du gehörst, und von denen Niemand Dir was zu Leide gethan hat.“

„Ihr wißt, ich gehöre nicht zu Euch.“

„Was das anbelangt, so thue nicht so dick, Seppel, sonst könnte ich ärgerlich werden.“

„Nein,“ erklärte Seppel mit Entschiedenheit, „ich habe nie zu Euch gehört und will nicht zu Euch gehören. Ihr habt an mir einmal Gutes gethan. — Ihr wißt schon, damals wie mir die vier — Grünröcke auf dem Halse waren — und dafür bin ich Euch Dank schuldig, aber Gemeinschaft habe ich nie mit Euch gemacht und werde es auch nie thun.“

„Haut doch den nichtsnutzigen Buben nieder,“ hetzte das Weib, „thut er doch gerade, als ob er unser Herr wäre.“

„Schweig',“ befahl ihr der Alte.

„Da hat sich was zu schweigen,“ kreischte das Weib weiter, „wer bist Du denn, Du vorlautes Bürschl Du? Bist Du nicht der schielenden Nanni, die mit mir in Kaisheim war, ihr Bub? Ist die fäsche Fanny in Ebrach nicht Deine Schwester?“

„Wenn meine Mutter schlecht war und meine Schwester nichts nutz ist, so geht das nicht auf mich; ich bin es nicht, dem Seppel kann Niemand was

nachsagen, denk' ich, als daß er ein ordentlicher Soldat ist und des Königs Rock mit Ehren trägt."

Ein gezwungenes Lachen antwortete dem Redner.

„Da seh' mir Einer den Burschen an," höhnte mit forcirtem Gelächter der Alte, „sowie man so einen Kerl in die blaue Montur steckt, so wird er gleich hochnasig und dünkt sich besser wie andere Leute."

„Streiten wir uns nicht," lenkte Seppel ein, „ich bin nicht deshalb gekommen."

„Wegen was denn?

„Hast Du gar keinen Schnaps bei Dir?" frug abermals der für alles Uebrige unempfindlich gewordene Trunkenbold.

„Hört mir zu," begann Seppel. „In den nächsten Tagen werden wir wohl ausmarschiren, — daß ich, wenn's zum Dreinschlagen kommt, nicht hintenhin stehe, versteht sich, denk' ich bei einem Münchener von selbst. Man kann also nicht wissen, wie es geht und ob ich wieder heimkomme."

„Unkraut verdirbt nicht," schaltete das Weib ein, welche die prächtige Gelegenheit zu einem Seitenhiebe nicht ungenützt vorübergehen lassen konnte.

„Halt's Maul," rief der Alte, — Seppel that, als habe er nichts gehört.

„Es ist nun gut, wenn wir unsere Angelegenheit in Ordnung bringen! ehe der Ausmarsch kommt."

„Was willst Du denn mit den geschraubten Redensarten sagen?" frug erstaunt der Alte.

„Ihr habt noch immer die Papiere von dem Kinde."

„Fängst Du schon wieder davon an?"

„Diesesmal ist es das letztemal, verlaßt Euch darauf. Seht, — wenn ich nicht mehr heimkommen sollte, so nützen Euch die Schriften wenig, — was wollt Ihr damit machen? Ihr könnt damit doch nichts beweisen ohne meine Aussagen."

„Und wenn ich Dir die Papiere gebe, so habe ich das Nachsehen, bah, — die Papiere müssen mir noch Geld tragen."

„Das sollen sie auch."

„Etwa von Dir?"

„Ja."

Der entschiedene Ton des jungen Soldaten ließ den Alten aufmerksam werden.

„Was verlangt Ihr dafür, wenn Ihr mir die Papiere aushändigen sollt?"

„Nun ich denke einige hundert Gulden wären just nicht zu viel. Hast Du sie vielleicht übrig?"

„Laßt Euch etwas sagen. Wenn Ihr billig und vernünftig seid, so könnt Ihr einen guten Handel machen. Vielleicht werde ich Euch die Schriften abkaufen können. Kommt von heute über drei Tagen Abends wieder hieher."

„Daß Dich!" höhnte der Alte, „hältst Du mich für so grün?"

„Wie so?"

„Damit Du mit ein paar Gendarmen kommst?! Seit heute traue ich Dir nicht mehr über die Straße."

„Nun, so sagt mir, wie ich Euch Mittheilung machen kann."

„Wenn Du Geld hast, die Papiere zu kaufen, so brauchst Du nur Mittags bei der Parade an der Feldherrnhalle zu sein und am linken Aermel Deiner Uniform den vorderen Knopf abgeschnitten zu haben. Erfahre ich das, so werde ich Dich Abends schon finden, aber nicht hier, mein Junge, bewahre — hübsch ordentlich in anständiger Gesellschaft, — es plaudert sich da viel gemüthlicher."

„Wo denn?"

„Nun an dem Tage, wo Du Mittags ohne vorderen linken Aermelknopf auf der Parade sein wirst, kannst Du mich gegen neun Uhr Abends im Hofbräuhaus finden."

„Gut, es gilt. — Gute Nacht."

Seppel wollte gehen.

„Seppel, gib mir Geld für einen Schnaps," bettelte heiser der Trunkene.

„Ei, der wird sich hüten," foppte das Weib, „der hat jetzt nur mehr Geld, um seinen Kameraden Bier zu zahlen, für alte Freunde hat der nichts mehr."

„Du irrst Dich, alter Drache," entgegnete der Soldat verächtlich, „ich weiß wohl, daß Du mich nie hast leiden mögen, — warum? ist Dir so gut bekannt, wie mir, aber undankbar war und bin ich nie, — hier" und bei diesen Worten warf er ein Zweiguldenstück auf den Tisch, nach welchem der Durstige und das Weib zu gleicher Zeit griffen.

„Ich werd es Dir am Kaufpreis für die Papiere abziehen,“ nickte grinsend der Alte.

Seppel aber entfernte sich, um bald darauf, wie schon bekannt, einer Patrouille in die Hände zu fallen.

„Warum reibst Du Dich denn immer noch extra am Seppel?“ frug nach dessen Entfernung der Alte das Weib.

„Weil er ein eingebildeter, hochmüthiger Fratz ist, dem kein Mensch gut genug sein will.“

„Hahaha“ lachte blöde der durch das Geld heiter gestimmte Säufer, „das kenn' ich besser, weil er Dich nicht gemocht hat, so sehr Du ihm auch nachgelaufen bist.“

Eine schallende Ohrfeige von der knöchernen Hand des Weibes kräftig verabreicht, ließ den Vorlauten verstummen, über den außer dieser kategorischen Zurechtweisung noch eine Fluth der obscönsten Schmähungen herabstürzte.

Zwölftes Kapitel.

Die Marchesa.

Die Marchesa Sarto war nach der Vorstellung im Aktientheater nach dem Hotel zurückgefahren, hatte dort noch ein leichtes Souper eingenommen und war dann zu Bette gegangen. Ehe sie einschlief, überlegte sie die Consequenzen, welche aus ihrem Zusammentreffen mit dem Grafen Rosotti, dem nunmehrigen Baron Nordern, erwachsen könnten, um danach ihre Pläne festzustellen.

Der Leser vermuthet wohl schon die Wahrheit, ich nehme darum keinen Anstand sie hiemit zu bestätigen: Die Marchesa war eine Abenteurerin. — Seit Jahrhunderten ist Wälschland der Boden, wo die Intrigue am üppigsten gedeiht, — die zahlreichen kleinen Höfe, welche dort bis vor wenigen Jahren existirten, begünstigten den Aufenthalt der Aventuriers, die sich vielfach kreuzenden Sonderinteressen — politischer wie persönlicher Art — der einzelnen Fürsten erzeugten willige und gefügige Werkzeuge, welche die kleinen Zerwürfnisse nährten, um sich in dem daraus entstehenden Schorfe wohl zu fühlen wie Parasiten. Das Jahr 1859 hat das Wirkungsfeld dieser Leute

wesentlich verringert und deren Operationsterrain auf einige wenige Punkte reduzirt; dem heurigen Jahre war es vorbehalten die letzte Hand anzulegen an dem wohlthätigen Werke der Ausrottung und die wenigen Reste auf ein einziges Bollwerk zu werfen, wo sie sich schließlich in sich selbst verzehren werden. — Wo kein fruchtbares Erdreich mehr, da sterben die Pflanzen ab, Unkraut zuerst, — was war da natürlicher, als daß die Schmarotzergebilde sich nach allen Richtungen entfernten, als sie für ihre lichtfeindliche Thätigkeit keinen Boden mehr fanden. Sie hatten während der letzen sieben Jahre ein nur mehr ohnmächtiges Dasein hingesiecht, um jetzt einzusehen, daß ihre Zeit ganz um.

Die Marchesa war ein sehr brauchbares Werkzeug ihrer Parthei gewesen, denn sie besaß das kostbarste Requisit einer Partheigängerin: blendende Schönheit. Sie war nicht mehr in der ersten Jugend, sie mochte den dreißigen näher stehen als den zwanzig, aber Kenner von Frauenschönheit wissen, daß Frauen von diesem Alter viel verführerischer sind als ihre jüngeren Schwestern und mit der sichern Aussicht auf Sieg mit diesen rivalisiren können.

In Venedig hatte die Marchesa den Grafen Rosotti kennen gelernt. Sie wußte, daß der Graf in näheren Beziehungen zu einzelnen hervorragenden Häuptern der italienischen Conspiration stand, aber da die einzelnen Glieder der conspirirenden Agitationspartei nie in intimerem Verkehr stehen, so waren die Verbindungen zwischen dem Grafen und ihr nur sehr lose geblieben. Der verunglückte Putsch im Friaul, der im Frühjahre 1864 zu früh zum Ausbruche kam, war Veranlassung, daß sowohl die Marchesa wie der Graf Rosotti die alte Dogenstadt verließen, um sich nach verschiedenen Orten zu begeben. Die Marchesa suchte Florenz auf, während der Graf Rosotti sich nach Deutschland wandte, um sich dort wieder als Baron Nordern zu entpuppen. Daß Rosotti nicht sein wahrer Name sei, hatte sich die Marchesa von jeher gedacht, sie war darum auch nicht im Geringsten erstaunt, als sich derselbe in der Loge als Baron Nordern vorstellte. — Daß Nordern nicht zwecklos sich in der bayerischen Hauptstadt aufhalte, war für die Marchesa unzweifelhaft, ob er aber noch im Interesse der italienischen Conspiration thätig sei, oder sich mit den deutschen Angelegenheiten beschäftige, — ob er etwa, weil er Bayer zu sein vorgab, nur aus privaten Rücksichten in München verweile, das waren Fragen, zu deren Beantwortung die schöne Frau keine Anhaltspunkte besaß. Sie nahm sich vor, sich ernstlich

mit deren Lösung zu beschäftigen, nicht aus zweckloser Neugier oder Antheilnahme am Baron, sondern um daraufhin weiter in ihrem eigenen Interesse zu kombiniren.

Am Tage nach der Begegnung mit dem Baron im Theater brachte kurz vor zwölf Uhr der Kellner eine Karte zur Marchesa mit der Anfrage des auf der Karte genannten Herrn, ob sein Besuch angenommen werde.

Die Marchesa las: Baron Theodor von Nordern.

„Führen Sie den Herrn herauf.“

„Es ist noch ein Herr bei ihm.“

„Beide.“

Die Art und Weise wie man bei einem ersten Besuche in einen Salon tritt, ist entscheidend auf den ganzen Eindruck, welchen man hervorzubringen wünscht. Personen, deren eigentliche Heimath der parkettirte Boden der Salons ist, sind die zahlreichen Abstufungen, in welchen man seinen Eintritt bewerkstelligen kann, geläufig, — umgekehrt erkennen solche auch an den Debutirenden sofort die Absicht, welche dieselben in Bezug auf die hervorzurufende Beurtheilung haben. Es ließe sich hierüber ein ganzes Buch schreiben, da ich aber manchem ungeduldigen Leser vielleicht ohnedem schon etwas weitschweifig erscheine, so unterdrücke ich die desfallsige Anregung, indem ich mich darauf beschränke, zu erwähnen, daß die Marchesa in der Art des Grußes des Baron von Nordern, an der Reserve in seinem Kompliment sofort erkannte, daß derselbe ihr in seinem Begleiter einen ihm geistig nicht gleichkommenden Mann vorstelle, dem er vermuthlich eine sehr venerirende Meinung von ihr beigebracht.

Nordern stellte der Marchesa in seinem Begleiter einen Freund von sich vor: den Bankier von Horst, welcher einerseits um die Ehre bitte, ihr die Hand küssen zu dürfen, andererseits gekommen sei, ihr, der fremden Dame, seine einflußreichen Dienste für München und Deutschland, überhaupt soweit es ihm möglich sei, anzubieten.

Die Unterhaltung wurde italienisch geführt, welcher Sprache Nordern wie des Idioms seiner Heimath mächtig war, nicht aber Horst, welcher sich nur mühsam in jenem grammatikalen Gehacke verständlich machen konnte, welches nimmermehr begreifen läßt, wie man toskanisch „die Sprache der Götter“ nennen kann.

Die Marchesa schien die Absicht zu haben, gegen den neuen Gast liebenswürdig zu erscheinen, denn sie verlangte bald nach deutsch, dessen Laute sie,

wie sie sagte, liebe und in deren Heimath nicht entbehren wolle. Und in der That schien sich die Marchesa mit der deutschen Sprache ziemlich eingehend vertraut gemacht zu haben, denn sie sprach dieselbe mit einer für eine Italienerin auffallenden Geläufigkeit, wobei ihre Aussprache ab und zu an jenes breite, so gewinnende österreichische sogenannte „Armeedeutsch" gemahnte, vermuthlich eine Folge ihres Aufenthaltes in den lombardisch-venetianischen Königreichen während deren Besetzung durch die Kaiserlichen.

„In einer Zeit, wie die gegenwärtige," sprach die Marchesa, „möchte übrigens Ihr Anerbieten von Dienstbereitwilligkeit doch gar zu leicht mißbraucht werden können, denn ich glaube, daß auch hier die Verhältnisse sehr in Auflösung begriffen sind, ebenso wie ich sie in Florenz verlassen habe. Ich werde mich wohl entschließen müssen, Deutschland ebenfalls zu verlassen und mich nach der Schweiz oder nach Frankreich zu wenden."

„Sollten Sie, gnädige Frau," nahm Horst, froh in der ihm gewohnten Sprache sich ausdrücken zu dürfen, das Gespräch auf, „eine so unüberwindliche Scheu vor dem regeren Treiben eines in einen Krieg verwickelten Landes empfinden, daß Ihnen sogar der Aufenthalt in unserm sonst so friedlichen Bayern unmöglich dünkt?"

„Was kann ich Anderes thun, als aus dem Wege gehen?" entgegnete achselzuckend die schöne Frau. „Gestern Abend ritten Cavaleriepikets durch die Straßen, Infanteriepatrouillen sperrten die Passage ab, — ich sah es hier von meinem Fenster aus und hörte das Lärmen und Toben aufgeregter Volkshaufen. Sie werden mir nicht verargen, wenn ich Angst empfand, denn ich erinnere mich noch zu gut an die Ausschreitungen in Turin, von welchen ich vor zwei Jahren zufälliger Weise gelegentlich eines Besuchs von Freunden daselbst, Zeuge war, — wer kann wissen, wie weit die Verirrungen der Ruhestörer gehen?"

„Nun, Marchesa," beschwichtigte der Baron, „es darf aber auch nicht übersehen werden, daß das Volk hier zu Lande nicht so heißblütig ist, wie in Ihrem schönen Italien."

„Dafür aber stand ich in Italien nicht allein, ich war durch meinen Gatten geschützt, — Sie vergessen, meine Herren, daß wir Frauen am Arm der Männer Heldinen, alleinstehend unmündige Kinder sind."

„Frau Marchesa," fiel Horst ein, „nach unseren deutschen Begriffen ist die Beschützung der Frauen nicht ausschließliche Pflicht der Gatten, sondern überhaupt aller Männer. Ich bin sicher, daß jeder Mann es als seine hei-

ligste Verpflichtung betrachten wird, eine alleinstehende Dame zu schützen. Sie sind leider zu einer Zeit hier angekommen, wo die Fysiognomie unserer sonst so friedfertigen Stadt eine abnorme geworden ist, aber ich, der ich seit einer Reihe von Jahren München kenne, kann Sie in vollem Ernste versichern, Signora, die gestrigen Straßenscenen, welche Sie erklärlicher Weise beunruhigten, bleiben ganz vereinzelt und Sie haben unter keinen Umständen für sich auch nur das Mindeste zu befürchten."

„Sie sind sehr gütig, Signor," dankte die Marchesa huldvoll, „daß Sie sich bemühen, mich beruhigen zu wollen. Aber ich muß ja nicht hier bleiben, wir Emigranten haben kein verpflichtendes Domizil, warum also einen Aufenthalt wählen, der nur durch die Aufmerksamkeit und zuvorkommende Artigkeit, mit welcher Sie meine Beängstigungen einzuschläfern bemüht sind; als ungefährdet erscheint?"

„Ich will die liebenswürdigen Verdienste meines Freundes nicht discreditiren" sprach Norbern, „aber ich möchte doch behaupten, daß Herrn von Horst's Beruhigungen keine Artigkeiten, sondern Versicherungen sind, welche auf vollkommener Wahrheit beruhen."

„Sie überbieten sich, meine Herren, in Liebenswürdigkeiten, daß ich in der That nicht weiß, womit ich Ihnen danken soll."

„Mit etwas Nachgiebigkeit, Signora."

Die Marchese nickte freundlich mit dem Kopfe, wobei ihre Blicke an dem Baron kurz vorüberschweiften, um während vielleicht einer Sekunde bei dem Bankier zu verweilen, — nicht länger, aber es genügte um dem sonst so gleichmüthigen Financier den Athem zu versetzen. Das macht — die Marchesa hatte schwach gelächelt. Es liegt eine gefährliche Koketterie in dem Lächeln ernster Frauen. Das Gesicht der Marchesa war schön, aber kalt, — mehr als das, ein eigenthümlicher Zug von Schwermuth hatte sich darin gelagert, er sprach daraus, ohne daß der eifrigste Beobachter in der Lage gewesen wäre, zu bestimmen, woraus. Kummer oder Gram hatte in die feinen Lineamente noch keine Spuren zu graben vermocht und doch drückte sich die wortlose Klage eines empfundenen Leid's, eines zurückgehaltenen Weh's aus. Beim Anblicke solcher Fysiognomieen empfindet man mitfühlend unwillkürlich den Wunsch: ach könnt' ich Dich lächeln sehen! — Ein solches herbeigewünschtes Lächeln hatte auf Momentesdauer unmerklich auf den Lippen der schönen, bleichen Frau geruht; — es hatte die innersten Fibern des Bankiers erzittern gemacht und ihn unbestimmt ahnen lassen,

welchen unendlichen Reichthum an Seligkeit die Liebe einer solchen Frau für den Beglückten bergen müsse.

Die Conversation verflachte sich und wurde fast ausschließlich von der Marchesa und dem Baron geführt, welche es entweder nicht bemerkten oder nicht bemerken wollten, daß Horst wie in Gedanken abwesend zuhörte. — Die übliche Zeit für eine Aufführungsvisite war verstrichen. Die beiden Herren entfernten sich.

„A rivederci" hatte die Marchesa gesagt, als sie Nordern und dem Bankier die Hand zum Kusse reichte, aber während sich Horst über die weiße spitzige Hand mit den rosigen Nägeln und zart angehauchten Knöcheln neigte, hatte die Frau dem Baron mit dem Blicke gesagt: ich habe mit Ihnen zu sprechen.

Und des Barons ceremonielle Verbeugung, während welcher er die Lider einmal langsam schloß und wieder öffnete, antwortete:

Ich werde kommen.

Ich weiß nicht mehr, welcher moderne Weltweise den Satz aufgestellt hat: die Liebe macht muthig und dumm, — mag es gewesen sein, wer immer — Recht hat er gehabt. Es ist wohl kaum nothwendig, behufs Erörterung des angeführten Satzes einzelner hervorragender Beispiele zu erwähnen; — wenn der sehr werthgeschätzte Leser die Geneigtheit haben will in seinen Erinnerungen zu blättern, so findet er sicherlich ein oder mehrere Blättchen, welche ihn an die Richtigkeit des citirten Satzes mahnen und wenn je ein Leser von derartigen Erinnerungen sich frei dünken sollte, so bin ich so dreist zu behaupten, daß er just in diesem Augenblicke unter einer der oben genannten Wirkungen der Liebe leide.

Horst hatte sich stumm neben dem Baron in den Wagen gesetzt, die beiden Männer waren in des Bankiers Wohnung gekommen, ohne mit einander ein Wort ausgetauscht zu haben. Auf die Bitte des Bankiers war Nordern in das uns bekannte Besuchzimmer Horsts eingetreten und atte sich mit übergeschlagenen Beinen in einen Fauteuil gelehnt, nachdem er gleichmüthig aus einem der aufgestellten Kistchen eine Manilla genommen und angezündet hatte. Der Bankier maß in großen Schritten die Länge des Zimmers. Endlich blieb er vor dem Baron stehen:

„Baron, was denken Sie?"

„Daß Sie verliebt sind", antwortete ruhig der Gefragte.

Horst wandte sich unwillig ab.

„Wofür halten Sie mich?“

„Freund, lehren Sie mich die Symptome nicht deuten, welche sich bei Ihnen kundgeben. Sie lieben, lieben die Marchesa und ich — nun ich beklage Sie, wie ich es instinctiv thun muß, wo ich sehe, daß sich Jemand in zwecklosem Feuer die Flügel verbrennt. Sie kennen wohl das alte Bild von der das Licht umkreisenden Motte?“

„Wollen Sie das auf mich anwenden?“

„Es ist ganz wie auf Sie gemacht. — Sie thun mir leid, bester Horst, die Marchesa ist eine sehr verzehrende Flamme, welche indeß unbekümmert um die sie umtanzenden Mücken fortbrennt und es gar nicht bemerken wird, wie viele Leichen sich um sie lagern.“

„Baron, Sie kennen die Marchesa schon länger, — seien Sie liebenswürdig und erzählen Sie mir von ihr, denn ich will es nicht läugnen, ich interessire mich lebhaft für die schöne Frau.“

„Das Wenige, was ich von ihr weiß, will ich Ihnen gerne mittheilen. Ich habe vor einigen Jahren den Marchese und seine Gemahlin in Nizza kennen gelernt, wo sie sich, so viel ich mich erinnere, aufhielten, um die gestörte Gesundheit des sehr leidenden Marchese zu restauriren. Es scheint aber, daß auch dieses Mittel nichts mehr fruchtete, denn Sie hören ja, die Marchesa ist seit einem Jahre Wittwe.“

„Lebte Sie glücklich in ihrer Ehe?“

„Wer kann das sagen! Um dies beurtheilen zu können, müßte ich enger liirt gewesen sein, als es der Fall war. Doch erinnere ich mich, daß der seltsam schwermüthige Ausdruck ihres Gesichtes, der Ihnen sicher schon aufgefallen ist, damals schon mich frappirt hat, und mich glauben machte, sie empfinde heimliches Leid.“

„Die Marchesa ist wohl wenig umgänglich, so daß es schwer hält, sich ihr zu attachiren.“

„Bester Freund, — vergessen Sie nicht darauf, daß die Marchesa Sarto eine Frau ist und als solche sicher Launen hat. Wer vermag zu bestimmen, was ihre Aufmerksamkeit, was ihre Gleichgültigkeit anregt. Das viele Wechseln des Aufenthalts läßt sie wohl das unbehagliche Schicksal, Emigrantin zu sein, doppelt schwer empfinden und daraus entspringt hernach auch folgerichtig die Reserve gegen ihre Umgebung, welche wir an ihr beobachten.“

„Baron, wenn wir es dahin bringen könnten, daß sich die Marchesa entschlösse, hier zu bleiben!"

„Verehrtester, hiebei kann doch wahrhaftig ich nichts thun. Die Marchesa wird mich nicht fragen, was sie beginnen solle und ich kenne ihre Absichten auch gar nicht. Wie käme ich dazu, sie zu einem solchen Entschlusse zu vermögen?"

„Norbern", ersuchte dringlicher der Bankier, „Sie sind ja durch Ihre häufigen Reisen nach Italien ein halber Landsmann der Marchesa, Sie haben ja noch deren Mann gekannt, Sie sind ein alter Freund von ihr, enfin — Sie besitzen die Qualitäten, um der schönen Italienerin einen unverlangten Rath ertheilen zu dürfen."

Der Baron sann nach.

„Wollen Sie, Barönchen?"

„Aber" — wendete dieser noch ein, „Frau von Horst — ?"

„Diantre", rief Horst, „wie kommen Sie dazu, mir in diesem Augenblick von meiner Frau zu sprechen, — Sie ein Roué?"

„Pardon, Herr von Horst, daß ich das nicht bin, beweisen Ihnen meine Bedenklichkeiten. Sie kennen München. Macht der Bankier Horst ein Vierteldutzend Besuche bei der schönen Marchesa, so entstehen die unvermeidlichen kleinstädtischen Nergeleien. Man sieht und calculirt, man hört und combinirt, — die Marchesa Sarto ist compromittirt und Ihr eheliches Einvernehmen ist getrübt, — mich aber trifft offen und versteckt der Vorwurf ein „gefälliger Freund" gewesen zu sein."

Der Bankier schnitt eine Grimasse, wie wenn er auf Sand gebissen hätte. Für ihn war Baron Norbern bisher der Lebemann sans pareil gewesen uud gerade von diesem hätte er sich solcher Einwendungen am wenigsten versehen. Norbern merkte sehr gut den Eindruck, welchen seine Bedenklichkeiten auf den verliebten Financier hervorbrachten, er hielt es nicht für zweckmäßig, noch weiter zu gehen, sondern im Gegentheil für angezeigt, wieder einzulenken.

„Um Ihnen, lieber Herr von Horst, indessen ebenso wie gestern Abend im Theater auch heute meine Gefälligkeit zu beweisen, will ich thun, was in meinen Kräften steht, die Marchesa von ihrem Entschlusse abzureisen, zurückzuhalten. Aber ich bemerke Ihnen, daß die Rücksichten auf meine gesellschaftliche Stellung ebenso wie meine Besorgnisse für den Frieden Ihres Hauses, in dem ich bisher in so ehrender Weise aufgenommen war,

mir verbieten, in einem andern Sinne zu handeln als in dem tadelfreister Convenienz."

„Wie soll ich das verstehen?"

„Ich will, wenn Sie es wünschen, der Frau Marchesa andeuten, daß Sie mit der Absicht umgehen, ihr Gastfreundschaft in Ihrem Hause, in Ihrer Familie anzubieten, und will Ihnen dann mittheilen, welchen Eindruck diese Nachricht auf die Marchesa gemacht und welchen Erfolg Sie sich versprechen dürfen."

Dem Bankier schien dieser Ausweg unbequem, — Norbern that, als ob er das nicht bemerke.

„Ich müßte hierwegen doch mit meiner Frau Rücksprache nehmen, bester Baron, und es wäre möglich, daß diese Einwendungen gegen eine Liaison mit einer Dame machte, von deren Qualitäten sie nur diejenigen kennt, welche anziehend für Männer sind."

„Per Dio Herr von Horst, ich bin es ja nicht, der Ihnen dazu räth; ich habe Ihnen nur den einzigen möglichen Ausweg gezeigt, wie Sie die Abreise der Marchesa verhindern können, — Sie können mir glauben, daß ich zwar sehr erfreut wäre, eine solche Zierde der Gesellschaft uns für hier erhalten zu wissen, daß ich aber weit entfernt bin, in meinem Interesse hierwegen Schritte zu thun."

„Ich weiß, ich weiß", fiel rasch Horst ein, welcher schon befürchtete, der Baron möchte durch seine Einwendungen veranlaßt werden, sich von der ganzen Affaire loszusagen. „Ich danke Ihnen für Ihre thatsächliche Freundschaft, von welcher ich mir Gebrauch zu machen erlauben werde, sobald ich mit meiner Frau gesprochen habe."

Von da ab wollte die Unterhaltung der beiden Herren mühsam werden. Der Baron zog darum vor, den Bankier allein zu lassen. Er empfahl sich, ohne zu sagen wohin er zu gehen beabsichtige. Mit einem gleichgültigen Händedruck schied er von dem verliebten Geschäftsmanne und ging — ich kann dem Leser nicht helfen, er muß den Baron begleiten, der denselben Weg zu Fuße zurücklegt, welchen er eben mit dem Bankier gefahren. Wir wissen, daß er sich also wieder dem „Bayrischen Hof" zuwendete.

Die Marchesa stand am Fenster und sah auf den Promenadeplatz mit seinen langweiligen Statuen herab, von denen sie ausnahmslos nur die Kehrseiten mit den herabwallenden Mänteln sehen konnte. Doch die Betrachtung dieses erzenen Kirchhofs war er es nicht, was die Marchesa be-

schäftigte, — sie hatte die Unterhaltung, welche sie eben mit Norbern und namentlich mit Horst geführt, im Gedächtnisse nochmal durchgesprochen, um an der Hand ihrer desfallsigen Beobachtungen die Ausführung ihrer Entschlüsse anzubahnen. — Ohne Norbern, das fühlte die Marchesa, steuerte sie unsicher; mit ihm kam sie sich vor, wie ein Werkzeug ohne eigenen Willen. Die Marchesa Sarto war gewohnt, daß die Männer huldigend zu ihren Füssen lagen, es war ihr darum keine befremdende Erscheinung, daß Horst blos in Folge des ersten Eindrucks, den sie auf ihn gemacht, in glühender Verehrung sich verzehrte, — daß ein solcher Mann, wie Horst, ohne anderen Hintergrund als die Hoffnung auf ihre Gunst, sich zu einem dienstbereiten Sklaven mache, hatte die schöne Frau zu häufig zu erfahren Gelegenheit gehabt, als daß sie darin etwas Auffälliges zu erblicken hätte geneigt sein sollen. Aber mit Norbern war es etwas Anderes. Norbern war nach ihrer Schätzung eine vollendet selbstsüchtige Natur, wenn er ihr gegenüber die Maske der Dienstergebenheit vornahm, so galt ihr das als eine Kundgebung, daß Norben ihrer bedürfe. — Nun sie ihn wieder zu sich beschieden, war das Spiel engagirt, — es handelte sich jetzt darum möglichst vortheilhafte Bedingungen herauszubekommen.

In gespannter Erwartung verstrichen der Marchesa die Stunden, — endlich wurde ihr der Besuch des Barons angemeldet. Sie mußte sich zusammennehmen, um nicht verrätherisch ihre Freude darüber zu zeigen.

„Wenn Sie auf mich gewartet haben, Signora", sprach der Baron, „so drücke ich Ihnen mein aufrichtigstes Beileid aus, allein ich bin pardonnirt, denn es waren Ihre Angelegenheiten, welche mich zurückhielten."

„Charmant", gab ermunternd die Marchesa zur Antwort „werden Sie mit mir diniren?"

„Wo?"

„Auf meinem Zimmer — hier."

„Mit Vergnügen."

Aus dem ceremoniellen Besucher des Vormittags war ein sehr nonchalanter Freund geworden.

Die Marchesa gab Befehl das Diner zu serviren, wobei sie mit liebenswürdiger Zuvorkommenheit die Honneurs machte. Norbern ließ die sprühenden Funken seines Witzes brilliren und wer dem Diner der Beiden angewohnt hätte, würde sicherlich nichts weniger geglaubt haben, als daß dieselben am liebsten sich wechselseitig überlistet hätten. —

Der Cafe kam, die Marchesa nahm selbst, um ihrem Gaste damit das Zeichen zu geben, sich ungenirt zu benehmen, eine Cigarrette in den Mund und legte sich in der Pose der Siesta auf die Chaise=longue, der Baron schüttete sich Cognac in seinen Cafe, entbrannte eine Havannah und machte es sich in seinem Rollstuhl bequem.

„Per Dio Signora, in diesem Augenblicke glaube ich mich wieder in dem schönen Italien. Draußen eine afrikanische Hitze, hier im Salon durch die herabgelassenen Gardinen angenehme Kühlung, ein Stündchen des herrlichsten dolce far niente, — ich kann nicht leugnen, es ist doch schön auf der Welt.“

„Caro, seien Sie liebenswürdig“, bat die Marchesa, „machen Sie mir eine neue Cigarette, diese hier geht zu Ende.“

Der Baron stand auf, den erhaltenen Auftrag auszuführen. Ein geübter Cigarrettenmacher dreht den Tabak so fest in das Reispapier hinein, daß es gar nicht nöthig, die gedrehte Cigarette zu netzen, — dadurch ist es auch möglich, sich die kleinen Dinger von fremder Hand fertigen zu lassen. Nordern bog sich über die Marchesa, um ihr die fertige Cigarette zu geben und reichte ihr gleichzeitig die Kerze. Während die schöne Frau die Papiercigarre entbrannte und langsam den Rauch einsog, um ihn in einem langgezogenen Trichter wieder von sich zu blasen, sah sie der Baron aufmerksam an.

„Was betrachten Sie mich so sorgfältig, Baron?“

„Ich will es Ihnen sagen. Ich dachte in diesem Augenblicke an den Neid, welchen mein Freund Horst empfinden würde, wenn er mich an dieser Stelle wüßte.“

„Pfui, Baron, kein falsches Spiel.“

„Falsches Spiel? Bei Gott, Signora, Sie werden doch von mir nicht glauben, daß ich Ihnen eine alltägliche Schmeichelei sagen wollte?“

„Darauf bezog ich meine Aeußerung nicht. Diese galt vielmehr dem Prädikat „Freund“, welches Sie Herrn von Horst beilegten.“

„Nun und —?“

„Caro, warum sollen wir Beide uns eine Comödie vorspielen. Wie kann dieser beschränkte deutsche Bankier Ihr Freund sein? Sagen Sie das doch noch einmal ohne zu lachen.“

„Freund, Freund, — ich sage so, weil Horst nicht mein Feind ist.“

„Ah, bene, — so lasse ich es mir gefallen. Und jetzt, wo wir auf ihn das Gespräch gebracht, sagen Sie mir 'mal, was soll mit ihm geschehen?"

„Meiner Treu, Marchesa, diese Frage kann ich Ihnen nicht so kurzweg beantworten."

„Nennen Sie mich doch nicht immer Signora und Marchesa, haben Sie wirklich meinen Namen schon ganz vergessen?"

Fast wäre das der Fall gewesen, allein Dank seines in der That vortrefflichen Namensgedächtnisses erinerte sich Nordern desselben noch.

„Soll ich mich freuen über diese Gunst oder sie beklagen?!"

„Das war grob."

„Vergebung, carissima, Sie mißverstehen mich. Ich bin nicht eitel, darum halte ich dafür, daß Sie mir diese Avance gestatten, nur weil Sie mich für vollkommen ungefährlich halten und eine solche Wahrnehmung ist doch, das müssen Sie selbst gestehen, ziemlich fatal."

„Ist es Ihnen denn ganz unmöglich geworden", frug die Marchesa im Tone der Offenheit „den ungemüthlichen Ton der Etikette zu verbannen? Sehen Sie, wenn wir Beide ohne Rückhalt uns aussprechen würden, könnten wir uns gegenseitig kräftigen und stützen, während wir vereinzelt unsere Kräfte zersplittern, am Ende gar gegen einander arbeiten."

„O, Sie messen meinem Thun eine viel tiefere Bedeutung zu, als es verdient, Marchesa."

„Schon wieder: Marchesa."

„Vergebung, Vergebung, ich wollte sagen: Chiara."

Bei diesen Worten ergriff er die zarte Hand der verführerisch schönen Frau und führte sie nach den Lippen.

Chiara lachte.

„Per Dio, Caro, Sie machen dazu ein Gesicht, wie wenn Sie Arznei nähmen."

„Chiara, ich schwöre Ihnen, Sie spielen mit Feuer."

„Freund, nicht weiter. Ich trage so oft eine Maske, daß ich des Augenblickes froh zu werden wünsche, in welchem es mir vergönnt ist, keine Comödie spielen zu sollen. Lassen Sie mich diese Wohlthat genießen. Wir Beide kennen uns zwar nicht bis in die innerste Falte unseres Denkens und Fühlens, aber wir haben uns Beide die Sporen auf einem Felde verdient, wo man erst dann zu reussiren hoffen kann, wenn man die Combination höher stellt, als Träumen und Fühlen. Zwingen Sie sich also entre nous

nicht zu Galanterieen, welche ich von Ihnen in Gesellschaft stets mit großer Befriedigung empfangen werde."

„Sie haben also kein Herz, Chiara?"

„Ich hatte wohl eines, mein Freund, aber was wollen Sie? So lange ich seinen Besitz fühlte, war ich unglücklich, — nachdem ich es ausgerissen hatte, wurde ich gesund, ich glaube wirklich, so lange der Mensch diesen eigensinnigen Muskel, den man Herz nennt, herumträgt, kann er nicht vernünftig werden."

„So halten Sie es wohl auch für ein Märchen, wenn man vom Tode an gebrochenem Herzen spricht?"

„Warum? Keineswegs. Das ist eine Krankheit, Eins übersteht sie und wird hernach gesünder wie zuvor, das Andere geht daran zu Grunde; — es ist eine Art von psychischen Pocken, der Mensch muß sie durchgemacht haben, ehe er sich fertig entwickeln kann."

„Chiara, Sie sind bewundernswürdig aufrichtig."

„Gegen Sie, weil ich Sie zum Freunde haben will."

„Wie kann ich werden, was ich bereits zu sein mir schmeichle."

„Spalten wir nicht Worte. Ich erinnere Sie an unser Gespräch gestern Abend in der Loge. Dort sagten Sie zu mir: Dienst um Dienst. — Gut, ich acceptire, sprechen wir uns aus, welches die Dienste sind, welche wir uns gegenseitig leisten können."

„Soit. Sie sagten mir gestern, daß Sie eines Freundes bedürften."

„Das heißt ich sagte: vielleicht."

„O — nun beginnen Sie schon mit Zurückhaltungen."

„Ich gebe nach, carissimo, also: ja."

„Ich sagte Ihnen, daß ich einen solchen gefunden zu haben glaube."

„Vermuthlich Herrn von Horst?"

„Errathen. Ich lasse Ihnen denselben, Chiara."

„Sie sind sehr komisch, caro mio," sprach ruhig die Marchesa, indem sie mit den Achseln zuckte, „den unbedeutenden deutschen Bankier habe ich ja schon."

„Nur so lange ich will."

„Das wäre sonderbar."

„Corpo di Dio, Chiaretta, zwingen Sie mich denn mit Gewalt dazu unhöflich zu werden."

„Warum?“

„Indem Sie mich nöthigen, Dinge zu sagen, die ungentil klingen.“

„Immerhin.“

„Nun, ich bitte Sie, sich zu überlegen, daß am Ende doch ich im Stande wäre in meinem Freunde durch Erzählungen älteren Datums Voreingenommenheiten zu erzeugen.“

Die Marchesa, welche bisher größtentheils gegen die Decke geschaut, warf sich herum und schaute mit einem unbeschreiblichen Zuge des Mitleids auf den Baron. Dieser glaubte durch seine Bemerkung eine Vollkugel abgeschossen zu haben und war deßhalb nicht wenig erstaunt, als nach einer kleinen Pause die Marchesa ganz gleichgültig frug:

„Sagen Sie mir doch, wie lange sind Sie denn schon wieder in Bayern und Deutschland?“

„Warum?“

„Es muß schon eine gute Weile her sein, denn — nehmen Sie mir dies nun übel oder nicht – Sie sind furchtbar zurückgegangen.“

„Ich sagte es Ihnen vorher, Sie zwangen mich ja zu einer Ungezogenheit.“

„Mein Freund, von der Ungezogenheit spreche ich nicht, ich rede von der — na es muß heraus — Beschränktheit.“

Der Baron machte eine Grimasse der Empfindlichkeit.

— „Gemach, mein Freund,“ beschwichtigte ihn das schöne Weib, „erzürnen wir uns nicht, das wäre beiderseits ein unverzeihlicher Fehler. Hören Sie. Ich will Ihnen meine Worte von vorhin erläutern. Wenn Sie dem kleinen Bankier Geschichten erzählen, die Sie mit Belegen versehen können, so kompromittiren Sie sich selbst, denn ohne Streiflichter gegen Sie geht das nicht an, obwohl ich für meine Person es in meinen desfallsigen Vertheidigungen verschmähen würde, mich auf Ihre Kosten weißzuwaschen, — solche Manövers überlasse ich der crapule.“

Nordern stieg das Blut zu Kopfe, er fühlte, daß er sich hatte hinreißen lassen und daß er beschämt vor einer gefallenen Frau stehe.

„Allein,“ fuhr ruhig die Marchesa fort, „es ist nicht zu vergessen, daß ich nicht ermangeln werde, wenn ich es nämlich für gut finde, den einfältigen Deutschen so verliebt zu machen, daß er Niemanden gegen mich glaubt, selbst wenn man ihm mit den augenscheinlichsten Beweisen entgegentritt. Ich kenne

Ihr Geschlecht besser, wie Sie, mein Freund, und darum sage ich Ihnen: Sie haben vorhin eine Sottise gemacht."

„Sie bieten mir darum wohl jetzt Krieg?"

„Krieg? Ich? Caro, wie sind Sie doch verwildert. Kommen Sie her, wir wollen uns versöhnen."

Bei diesen Worten streckte sie ihm beide Arme entgegen und sah den Baron mit einem Blicke unbeschreiblichen Reizes an, — Schelmerei und Zärtlichkeit, Frivolität und Vertrauen waren gleichmäßig darin vertreten, — einen Moment besann sich Norbern, dann lag er in den Armen der schönen Frau und drückte einen glühenden Kuß auf deren Lippen:

„Chiara, Sie sind ein Engel oder ein —"

Ein zweiter Kuß des verführerischen Weibes, voll verlangenden Feuers, erstickte seine Rede. — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Marchesa Sarto hatte Recht, wenn sie sagte, daß sie das Geschlecht der Männer besser kenne, wie der Baron selber. — —

Dreizehntes Kapitel.

Norbern.

Wenn der Handwerker von früh Morgens bis zum Abend in seiner Werkstätte arbeitet, der Commis oder Beamte an seinem Pulte schreibt und rechnet und es geht an den Fenstern ein Herr vorüber, welcher ohne ein ausgesprochenes Geschäft seine Tage verlebt, überall gesehen wird, wo sich die bessere Gesellschaft befindet, alle Bälle und Concerte besucht, ein ständiger Gast der Theater ist und die jeunesse d'orée zu seinen Bekanntschaften zählt, so entschlüpft dem Arbeitenden wohl manchmal der Seufzer: Ach, es gibt doch recht glückliche Menschen. — Es haben zwar moralische Schriftsteller in allen nur denkbaren Wendungen das Thema: „Arbeit allein macht glücklich" variirt, und dabei regelmäßig den beneideten Nichtarbeitenden an Uebersättigung eines grausamlichen Todes verbleichen lassen, wenn er nicht noch rechtzeitig im letzten Capitel sich gebessert und ein guanodüngender Landwirth, bonhommer Fabrikant oder wohlbesteuerter Gewürz krämer

worden ist. Ich für meine Person finde diese rührenden moralischen Geschichten — mag ich sie nun brochirt lesen oder bruchstückweise als Einwickelblätter aus dem Kramladen zu Gesichte bekommen — sehr, sehr — nun ja sehr — unschuldig, denn immer wird dabei dem möglich gemachten Lebensgenusse die Dummheit angetraut. Dumm nenne ich aber, wenn ich Jemanden die geistige Tüchtigkeit absprechen muß, sich immer durch neue Genüsse das Dasein verschönen zu können. An's Kreuz mit ihm! an's Kreuz! ruft hier die Schaar der Moralisten. Nein, meine Herren, Sie überstürzen sich. Wenn Jemand in den Genüssen, welche im Allgemeinen fähig sind zu ergötzen und zu vergnügen, keinen Reiz mehr findet, so greift er eben zu Zerstreuungen, worin er noch nicht überreizt ist; und fände er keinen anderen Ableiter mehr, als Arbeit im engeren Sinne des Wortes, nun denn so ist eben diese Arbeit für ihn ein Genuß. Sich zu langweilen ist das unantastbare Vorrecht der Dummheit.

Und doch, um wieder einzulenken, haben gerade diese beneideten Glücklichen, deren Lebensberuf in keine der üblichen Standes- und Metierchablonen paßt, häufig ein viel mehr in Anspruch genommenes Leben, als der geplagteste Arbeiter. Und ebenso wie Letzterer den Ersteren beneidet, so beneidet umgekehrt nicht selten dieser den in vorgezeichneten Arbeitsbahnen sich Bewegenden. Baron Norbern galt, dem Scheine nach mit Recht, für einen nur seinem Vergnügen lebenden, von jeder Arbeit dispensirten, Lebemann. Nichts destoweniger waren der Geist und die fysischen Repräsentationsmittel bei ihm viel thätiger, wie bei allen seinen Neidern. —

Der Leser möge mir erlauben, daß ich ihm in's Gedächtniß zurückrufe, daß seit dem Beginne meiner Erzählung erst zwei Tage verstrichen sind. Die Begebenheiten, welche ich in skizzenhafter Zeichnung bisher dem Leser vorführte, spielen sämmtlich innerhalb dieses zeitlich sehr beschränkten Rahmens. Den Anfang meiner Schilderungen bildet der folgenlose Krawall im „Sterngarten," welcher mit dem vergleichsweise ruhigen Rückzug der Exzedenten endet; — am Morgen des darauffolgenden Tages — der Leser, welcher mir die Freundlichkeit erwiesen, mir aufmerksam zuzuhören, weiß, daß dies der 2. Juni 1866 war — empfängt Seppel vom Baron seine Instruktionen für den zweiten Krawallabend. Den Vormittag verwendet Norbern zu dem im sechsten Kapitel berichteten Morgenbesuche bei Frau von Horst, Abends finden wir ihn mit der Familie Horst im Aktientheater, wo er der Marchesa Sarto begegnet, welche an dem Morgen desselben Tages

angekommen ist. In derselben Vorstellung wandert auch der von Ida Horst, des Bankiers Tochter, punktirte Theaterzettel von der Loge herab in die Tasche des Lieutenants Karst. — Am Nachmittage dieses selben Tages waren wir Zeuge des Unglücks der armen Helene Stein und Abends haben wir uns überzeugt, daß Seppel seine Aufträge, welche er Morgens vom Baron erhalten, im „Sterngarten" pünktlich vollzog, wobei Helene das Opfer eines glücklichen Unglücks ward. Während der Nacht wissen wir, daß die Entwicklung meiner Geschichte nicht viel voranrückte. Seppel besucht eine etwas, eigentlich schon fast nicht mehr, zweideutige Gesellschaft „am Lehel," wird auf dem Nachhauseweg von einer Patrouille arretirt und auf die Hauptwache in Detention gebracht. — Dies sind die Ereignisse des 2. Juni, des ersten Tages nach dem Beginne meiner Geschichte. — Am zweiten Tage wissen wir, daß im Dome eine Unterredung zwischen Edmund Karst und Ida Horst stattfand, — daß Norbern den Bankier Horst der Marchesa vorstellte und diese dann ein diner à part mit dem Baron einnahm. — Ich halte es nicht für überflüssig diese Rekapitulation gebracht zu haben, denn es wird dadurch möglichen Irrungen vorgebeugt. —

Bekanntlich fand aber die Vorstellung Horst's bei der Marchesa Sarto im „Bayrischen Hof" erst Mittags statt, — womit beschäftigte sich also Norbern während der Stunden des Vormittags? Bei einem Manne wie Norbern wäre es abgeschmackt zu glauben, er habe seine Zeit in Unthätigkeit verloren. Es war auch keineswegs der Fall In den ersten Morgenstunden erwartete der Baron den Besuch Seppels. Umsonst, — wir wissen den Grund der Abhaltung: — der fidele Infanterist saß bereits hinter Schloß und Riegel. Durch seinen Diener nachfragen zu lassen, wollte Norbern sich nicht die Blöße geben; — ein so weltläufiger Mann, wie der Baron, wußte zu gut, daß es stets unklug ist, einen Bedienten mehr wissen zu lassen, als nothwendig. Die treuen Just's, die Lessing unsterblich gemacht, scheinen ausgestorben, die unwandelbare Dienertreue hält genau so lange Stich, als es deren eigener Vortheil ist. Es ist hier nicht der geeignete Ort zu zergliedern, ob die größere Hälfte der Schuld an den Dienern oder an den Herren liege. —

Als die Stunde so weit vorgeschritten war, daß Norbern die Ueberzeugung gewann, Seppel müsse eine Verhinderung ganz besonderer Art erfahren haben, ging er selbst auf Erkundigung aus. Er lenkte seine Schritte nach dem Innern der Stadt. Norbern wußte, daß Hauptmann von Sauber

die Wache hatte. Ohne mit diesem just befreundet zu sein, konnte er doch ohne aufzufallen im Vorübergehen an der Hauptwache mit dem Offizier ein Gespräch anknüpfen. Wenn Seppel sich beim Krawall zu sehr exponirt und verhaftet wurde, so mußte er ja auf die Hauptwache transportirt worden sein, es handelte sich also für den Baron zunächst darum den Hauptmann zum Sprechen zu bewegen.

Der Morgen war schön, die Sonne schon so hoch gestiegen, daß wenn man das Zeltdach vor den gegen den Marienplatz gewendten Fenstern der Offizierswachtstube herabließ, man von den direkten Sonnenstrahlen nicht mehr belästigt war, wie es während der frühsten Morgenstunden der Fall ist. Hauptmann von Sauber und Lieutenant Baron Senden saßen auf der vor den Fenstern der Wachtstube aufgestellten Bank, welche sie mit den Kissen des Sofa's aus dem Zimmer gepolstert hatten.

Nordern hatte vorsichtig einen Umweg gemacht. Er war durch die Dienersgasse gegangen, um senkrecht auf die Hauptwache sich zu nähern. Durch diese Vorsicht gewann er den Vortheil eine ansehnliche Weile vor der wirklichen Ankunft schon von den Offizieren gesehen zu werden. Während einer Wache ist man — wäre es auch nur pour tuer le temp — zum Plaudern aufgelegt, Nordern rechnete hierauf und hatte richtig kalkulirt. Als die wachthabenden Offiziere den Baron hinter den aufgestellten Droschken herankommen sahen, begann Lieutenant Senden:

„Hier kommt Baron Nordern, Herr Hauptmann, kennen Sie ihn?"

„Ja, oberflächlich, — woher sind Sie mit ihm bekannt?"

„Pardieu, ich weiß nicht mehr, — doch ja — ich habe ihn bei Horsts kennen gelernt."

„Kommt er dahin?"

„Sehr viel, man sagt, er sehe die schöne Ida gerne."

„Wäre schade darum, das ist eine Prachtpartie, die darf nicht unters Civil."

„Aber Nordern ist ja Offizier gewesen."

„Warum quittirte er denn?"

„Er scheint ein unruhiger Geist, wollte nicht Reitschul halten und in Forchheim, Ottobeuren oder Zweibrücken seine Zeit vertrödeln. Da ging er auf Reisen und blieb oft längere Zeit weg."

„Ist er denn reich?"

Der Gefragte zuckte die Achseln.

„Ich weiß es nicht, aber da er auf sehr anständigem Fusse lebt und sich nirgends um eine Anstellung bewirbt, so muß er jedenfalls Vermögen haben.“

„Guten Morgen, meine Herren,“ grüßte in diesem Augenblicke der Baron, der inzwischen herangekommen war.

Die Offiziere erwiderten den Gruß und standen auf.

„Ein Morgen nach der Schlacht“ scherzte der Baron.

„Ganz recht,“ antwortete der Hauptmann, „ich fühle schon so etwas von einem siegreichen Helden in mir.“

„Und ich,“ fügte der Lieutenant bei, „freue mich schon darauf meinen Namen in der Feldzugsliste zu lesen.“

„Im Ernste, meine Herren,“ bat der Baron, „war denn an der ganzen Geschichte etwas?“

„Bewahre, — die Kerls waren von Bier und Schreien betrunken und krakehlten ohne zu wissen weshalb.“

„Man spricht viel von dem zunehmenden Mangel an Arbeit und von der um sich greifenden Verdienstlosigkeit,“ meinte Norbern.

„Das sind Klagen, die im Allgemeinen nie verstummen; — wenn sie etwa im gegenwärtigen Augenblicke begründeter sind, als sonst, so verlieren sie doch anderseits alles Anrecht auf Beachtung, wenn sich die Mißstimmung immer zuerst hinter dem vollen Maßkrug kundgibt.“

„Also reduzirt sich der Aufstand auf einen ganz gewöhnlichen Krakehl?“

„Ich halte dafür, wenigstens spricht der Umstand, daß nirgends ein energischer Widerstand geleistet wurde für die Annahme, daß eine überlegende Hand die Sache nicht inscenirt hatte.“

„Ich hörte Schüsse als ich gestern das Theater verließ, — vermuthlich nur in die Luft.“

„Bewahre, bewahre. Die Landwehr mußte scharf schießen, um sich Luft zu machen, die Schreier hätten sie sonst auf den Armen davongetragen.“

„Also floß „Bürgerblut“?“ höhnte Norbern.

„Mehr als das,“ antwortete ernst der Hauptmann, „auch unschuldiges.“

„Bah, Capitain,“ warf der Baron leicht hin, „wenn in einem solchen Falle ein Mensch verwundet oder getödtet ist, so gibt es immer eine Menge gefühlvoller Seelen, welche sich beeilen, ihm den Märtyrerkranz aufzusetzen. Ich bin der Ansicht: mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen. Es gibt bei

einem Aufruhr keinen Unschuldigen, die unthätige Anwesenheit am Orte des Skandals ist schon strafbar."

Der Hauptmann zuckte mit den Achseln und entgegnete:

„Ich habe eine große Hochachtung vor einem Menschenleben; — in meinen Augen sind die Verunglückten dieser Nacht sehr zu bedauern."

„Es soll auch ein Mädchen darunter sein," schaltete der Lieutenant ein, „jung und hübsch, wie mir Korporal Haller meldete, welcher die Verwundete in der Luitpoldstraße fand und einen Arzt requirirte."

„Ist sie gefährlich verwundet?"

„Schuß in's Bein, — sie ist in's Krankenhaus gebracht worden."

„Armes Mädchen," sprach theilnehmend der guthmüthige Hauptmann.

Baron Norbern war noch immer nicht seinem vorgesteckten Ziele näher gekommen, — er mußte eingehender werden.

„Für heute sind wohl Wiederholungen nicht zu fürchten," sprach er.

„Wenigstens werden ohne Zweifel solche Vorkehrungen getroffen werden, daß jede Ungehörigkeit im Ausbruche niedergehalten werden kann."

„Es wird nicht einmal mehr so weit kommen," meinte Norbern, „nachdem ja die Hauptkrakehler gestern schon in Verwahr gekommen sein müssen."

„Ach was, Lärmen, Toben und Fenstereinschlagen steckt an, vielleicht gelüstet es die Andern ihren Kameraden im Arrest Gesellschaft zu leisten."

„Hatten Sie denn genug Räumlichkeiten hier auf der Hauptwache, um alle Arrestanten unterbringen zu können?"

„Das ging uns ja gar nichts an, das ist Sache der Polizei. Die Hauptwache kümmert sich nur um die zu detenirenden Soldaten."

„Und deren gab es keine?"

„Nein, wenigstens nicht vom Krawall aus."

Der Baron schien befriedigt, Seppel mußte also frei sein, — warum aber schwieg er dann? — Da Norbern nichts mehr für seine Zwecke Ersprießliches zu erfahren hoffen konnte, machte er Anstalt sich zu entfernen. Im Begriffe sich zu verabschieden trat ein Unteroffizier hinter den Hauptmann, demselben eine Meldung zu machen. Norbern erblickte zugleich über den Unteroffizier, an welchem das Wichtigste die unter dem linken Arm gepreßte Schreibtafel schien, hinweg zwischen zwei arretirten Soldaten Seppel in etwas malproperem Zustande, eine Folge der im Detentionsarreste verlebten Nacht. — Natürlich konnte Norbern sich nicht entschließen, jetzt zu gehen, er mußte nothwendig das Gespräch verlängern. Deshalb wandte er sich an Baron

Senden, während der Hauptmann die Meldung der blauuniformirten Schreibtafel anhörte.

„Herr Lieutenant, es ist zwar nicht sehr discret von mir, aber Sie werden es gerne hören, wenn ich Ihnen verrathe, daß man sich gestern irgendwo sehr angelegentlich nach Ihnen erkundigte.“

„Nach mir? Geschwind, heraus mit der Sprache, wo?“

„Errathen Sie das nicht?“

„Wie sollte ich?“ entgegnete nicht ganz frei von Affektation der Lieutenant, während Nordern die Aufmerksamkeit Seppels auf sich zu lenken suchte.

„Nun, so muß ich es Ihnen schon mit dürren Worten sagen: es war in Bankier Horst's Loge. Die Damen sprachen von der gestörten Geselligkeit in Folge der kriegerischen Eventualitäten und bei dieser Gelegenheit wurde auch bedauert, daß die liebenswürdigsten Gesellschafter in den Salons fehlen und vielleicht durch den bevorstehenden Ausmarsch auf längere Zeit mangeln würden.“

„O, Herr von Nordern, ich rechne mich nicht zu den liebenswürdigsten Gesellschaftern.“

„Pardon, Ihr Name wurde ausdrücklich genannt, ich sage also keine Schmeichelei.“

„Desto besser, denn ich habe vordersamst noch gar keine Aussicht zu einem Ausmarsche, ich gehöre dem Depot an.“

Während dieser Zwiesprache, bei der Nordern ganz aufmerksam zu sein schien, hatte derselbe noch eine zweite, für ihn wichtigere, gepflogen. Seppel hatte den Baron gesehen, und als er sich von ihm beobachtet wußte, ihm signalisirt. Er verzog nämlich den Mund zu einem geringschätzenden Lächeln und bediente sich der Universalzeichensprache aller Gauner, um anzuzeigen, daß nichts Erhebliches passirt sei, d. h. er kniff das rechte Auge zu und schwellte mit der Zunge die Backe derselben Seite auf. Der Baron nickte beruhigt mit dem Kopfe.

„Und Sie gehen wohl jetzt zu den Damen Horst?“ frug Senden.

„Vielleicht.“

„Wenn sich Gelegenheit bietet, bitte ich, mich denselben zu empfehlen.“

„Werde nicht ermangeln. — Guten Morgen, meine Herren. Gute Wache!“

Und der Baron ging im Schritte eines müssigen Pflastertreters weiter.

Es war noch nicht Zeit, Horst zum Besuche bei der Marchesa abzuholen. Während der Baron überlegte, auf welche Weise er sich mit Seppel in Rapport setzen könne, hatte ihn sein Weg durch die engen Gäßchen geführt, welche auf den sogenanten „Frauenfriedhof" münden. Als er just um die Ecke bog, sah er in kurzer Entfernung von sich Ida Horst gehen, welcher auf dem Fuße ein Diener des Hauses folgte. Im ersten Augenblicke gedachte der Baron seine Schritte zu beschleunigen und Ida anzusprechen, was er als fast täglicher Besucher ihres elterlichen Hauses wagen konnte, bald aber verwarf er dieses Vorhaben, weil er mit dem Instinkte des Abenteurers hinter diesem Kirchenbesuche des Fräuleins eine verdeckte Heimlichkeit vermuthete. Ida Horst selbst zu beobachten, um etwa aus ihren Zügen Anhaltspunkte für weitere Schlüsse zu ziehen, war nicht möglich, denn während Norbern überlegte, war die Entfernung zwischen ihm und dem Fräulein so groß geworden, daß er darauf verzichten mußte, es anzusprechen. Ida zu folgen däuchte ihm unklug, weil es ihn von der Stelle entfernte, wo, wenn eine solche statthatte, die Heimlichkeit ihre Inscenirung gefunden haben mußte. Ich erinnere den Leser daran, daß Baron Norbern, wie mehrfach schon erwähnt, einen größern Theil seines Lebens in Italien zugebracht hatte und daß er demgemäß den gang und geben Anschauungen dieses Landes sehr zugänglich war. Nun ist aber bekanntlich in allen südlichen Ländern die Kirche regelmäßig der Ort für zarte Zusammenkünfte, — die Hälfte aller Rendez-vous, das kann dreist behauptet werden, wird in Italien und Spanien in den Kirchen gehalten. So kam denn auch ganz natürlich und erklärlich dem Baron sofort die Idee, Ida sei durch eine Tändelei, Koketterie oder Herzensangelegenheit zum heutigen Kirchenbesuche veranlaßt worden.

Doch Norbern erinnerte sich des gestrigen Abends und seiner Beobachtungen. Die Zerstreutheit Ida's während der Conversation zwischen ihrer Mutter und ihm, — die Observation, welche der Lieutenannt im Parkett angestellt hatte, das Fehlen des Theaterzettels nach dem Besuche in der Loge der Marchesa, alle diese Kleinigkeiten im Zusammenhalte ließen es dem Baron wahrscheinlich werden, daß das Facit derselben in einer Zusammenkunft im Dome zu suchen sei. Statt Ida zu folgen, beschloß Norbern auf die andere Fronte der Kirche zu gehen, denn voraussichtlich mußte dort der Beglückte, falls ein solcher existirte und Norbern zweifelte kaum mehr daran, heraustreten, vermöge des alten Reglements bei Rendez-vous zu verschiedenen Thüren abzugehen. Und in der

That, als Nordern sich kurze Zeit, anscheinend den Arbeiten von Maurern, welche mit dem Einreißen eines Hauses beschäftigt waren, zusehend, aufgestellt hatte, erschien in der Seitenthüre der Frauenkirche die blaue Uniform eines bayerischen Offiziers. Ein Zug von Befriedigung glitt über das Gesicht des Barons, er galt dem Erfolge seiner Combination und erfüllte den Baron momentan mit einem Gefühle von Eitelkeit. Jeden Zweifel sich zu benehmen, folgte Nordern dem Lieutenant, in welchem er Karst erkannt hatte und beschloß ihn anzureden. Läugnete dieser, Ida Horst gesehen zu haben so war der Baron ganz überzeugt, daß der Offizier auf ausdrückliche Bestellung nach dem Dome gekommen.

„Seit wann sind denn die Herren Offiziere so andächtig, um ohne Commando zur Kirche zu gehen?" rief der Baron lustig dem selig dahinschreitenden Lieutenant nach, welcher sich bei dem Tone der bekannten Stimme umdrehte.

„O, das kommt öfter vor, Herr Baron," antwortete der junge Mann und eine blutige Röthe überzog sein Gesicht.

Der Baron that, als ob er das nicht bemerke.

„Ich wollte auch nach der Kirche gehen —" sprach er.

„Sie?"

„Ja, um Frau von Horst zu begrüssen, deren Diener ich vor dem Portale sich herumtreiben sah, was mich auf deren Anwesenheit schließen ließ, allein, unter uns, meine Cigarre schmeckte gerade so prächtig, daß ich mich nicht entschließen konnte, sie wegzuwerfen."

Bei diesen Worten machte der Baron wirklich mit der Miene eines befriedigten Feinschmeckers einige Züge.

„Wenn das Frau von Horst gehört hätte!" wendete Karst ein, der sich bemühte, eine Aufmerksamkeit für das Gespräch des unwillkommenen Störers an den Tag zu legen.

„Ja wenn! aber sie hört es nicht. Wissen Sie mein bester Herr Lieunant, wenn man in meine Jahren kommt, so sprechen die materiellen Genüsse eine gar gewichtige Stimme."

„Timeo Danaos," zitirte Karst.

„Thomas," scherzte Nordern, „aber apropos haben Sie von den Damen Horst Niemand in der Kirche gesehen?"

„Nein," sagte fest der Lieutenant, überzeugt, daß seine sichere Negation jeden Zweifel im Frager niederschlage.

„So muß ich mich doch im Bedienten geirrt haben. Diese Schlingel sehen sich alle so ähnlich, daß man ein besserer Fysiognomiker sein muß, als ich es bin, um sie auseinander zu kennen."

Die beiden Herren waren während dieses Gespräches in die Weinstraße gekommen.

Ganz natürlich war auch des Krawalls vom Abend vorher in der Unterhaltung Erwähnung geschehen und Norbern erfuhr zu seiner großen Befriedigung, daß Karst auf Hauptwachverstärkung war.

„Es war hier auf diesem Flecke," sprach er, „da begegneten mir zwei Mann, vermuthlich von der Hauptwache, welche einen Arrestanten transportirten, das wird wohl der Rädelsführer gewesen sein?"

„Ich wüßte nicht, — es haben sich ja gar keine Soldaten an dem Aufruhr betheiligt."

„Aber ich sah doch den Arrestanten."

„Ach, das war ein ganz harmloser Kerl. Der wurde erst spät in der Nacht attrapirt, weil er vermuthlich ausgestiegen ist, der Bursche machte sich wahrscheinlich den Tumult zu Nutzen, um bei einer Geliebten zu fensterln. —"

„Ach, Liebe, Liebe," scherzte der Baron.

„Das alte Lied. Doch —" schloß Karst die Unterredung, welche die Beiden inzwischen bis zur Kommandantschaft geführt hatte, „ich muß mich Ihnen jetzt empfehlen, Herr Baron, ich habe mich von der Bereitschaft abzumelden."

Die freudige Erinnerung an die verlebte glückliche Viertelstunde im Dome beschäftigte den Lieutenant zu sehr, als daß es ihm aufgefallen wäre, warum Baron Norbern, der nur sehr oberflächlich mit ihm bekannt war, und in dem Rufe stand, sehr hoch sich zu geriren, sich mit ihm in ein vom Baume gepflücktes Gespräch eingelassen und ihn sogar mehrere Straßen weit geleitet hatte. —

Nunmehr wegen des Schicksal Seppels ganz beruhigt, konnte Norbern seine Aufmerksamkeit ungetheilt der Betreibung seiner Angelegenheit mit der Horst'schen Familie zuwenden.

So wie die Karten jetzt gemischt waren, mußte das Spiel sich einer Katastrofe nähern. Die Spannung der verschiedenen engagirten Faktoren war bis auf's Aeußerste getrieben, bei der kleinsten weiteren Stauung mußte eine Explosion erfolgen. Norbern mußte darauf bedacht sein, daß die nothwendig eintretenden Veränderungen in den wechselseitigen Konstellationen

sich so gestalteten, wie er wünschte. Er hoffte, daß die erwachte Leidenschaft Horst's den ersten Impuls zu einer Neuregelung der Beziehungen geben werde. Horst zu vermögen, die Initiative zu ergreifen galt Nordern schon als halber Sieg. Er mußte deßhalb vor Allem dafür sorgen, daß die sich bis jetzt erst in leisen Schwingungen kundgebende Inklination zu hellen Flammen aufschlage. Fiel diese Absicht mit den Wünschen der Marchesa zusammen, so war Nordern des Erfolges sicher, denn ihm waren die Schönheit, Liebenswürdigkeit und das Raffinement der Marchesa hinlängliche Bürgschaft dafür, daß der Bankier nimmermehr etwas anderes werden würde, als ein unselbstständiges Werkzeug in den Händen der gewandten Abenteurerin.

Aber welches waren die eigentlichen Absichten des Barons? Zu welchem Zwecke ließ er sich in all' die verschiedenen zweideutigen Konspirationen ein? Wozu der ganze Apparat von Intriguen, welchen er spielen ließ? Diese Fragen mögen den gütigen Leser vielleicht bereits mehrfach beschäftigt haben. Hier ist die Antwort: Nordern zielte auf die Hand Ida Horst's ab. — Der Realisirung dieses eines Zweckes wegen hatte Nordern alle die seltsamen Fäden angeknüpft, welche der Leser bereits kennt.

Der Baron war eine durch und durch berechnende Natur, ein Mann von penetrativem Verstand, rascher Auffassung und tiefer Kenntniß der menschlichen Eigenschaften oder, was so ziemlich dasselbe sagen will, Schwächen. Es war ihm bekannt, daß Ida Horst nicht nur die dereinstige Erbin des Horst'schen Vermögens war, sondern auch, daß bis zu einer gewissen Höhe ihr Vater überhaupt nur als der Verwalter desselben gelten konnte, insoferne nämlich der Besitz Horst's größtentheils aus seiner ersten Ehe stammte und Ida überdem von Seite der Familie ihrer verstorbenen Mutter, Horst's erster Frau, noch ein ansehnliches Erbe zu erwarten hatte. — Diese Lagerung der Verhältnisse hatte in Nordern den Wunsch nach dem Besitze der Hand Ida's erregt, um dadurch seine prekären eigenen Vermögensumstände zu korrigiren. Einem Manne von seinen Beobachtungsfähigkeiten war es leicht gewesen sich darüber zu vergewissern, daß Ida's selbstentscheidender, freier Wille nicht ihn zum Gatten wählen werde. Ida für eine moderne Penthesilea zu halten kam dem Baron ebenfalls nicht in den Sinn und da er mit feinem Gefühle bald herausfand, daß eine ernstliche Annäherung dem schönen Mädchen unangenehm sei, so folgerte er rasch, daß der Schlüssel hiefür in einer, vielleicht dem Mädchen selbst noch nicht bewußten, Inklina-

tion liege. Aber welches waren die Gedanken der reichen Erbin? Womit beschäftigte sich ihr jungfräuliches Träumen? Norbern hatte von jeher mit einem gewissen instinktiven Argwohn die geduldete Annäherung des bürgerlichen Lieutenants Edmund Karst beobachtet, — er war zwar — bis heute Morgen — der Ueberzeugung gewesen, daß zwischen Ida und dem jungen Offizier ein ausgesprochenes Einverständniß nicht obwalte, aber er hielt es für gerathen bei Zeiten dem Selbstbewußtwerden der keimenden Neigung einen Damm vorzusetzen und hoffte dies am ehesten durch eine Trennung bewerkstelligen zu können.

Die kriegerischen Verhältnisse sollten ihm hiebei hilfreiche Hand bieten. Ein Ausmarsch der Garnison wäre ihm hochwillkommen gewesen. Warum einen solchen nicht beschleunigen? Ein, wenn auch geringes, Zündmaterial war da. Konnte Norbern einen Tumult veranstalten, bei welchem es den Anschein gewann, als ob das Militär in Folge der gezwungenen Unthätigkeit sich betheilige, so war eine Entfernung der Garnison aus München in hohem Grade wahrscheinlich. Dies die Ursache, weshalb Norbern durch Seppel operiren ließ.

Mit der Wegschaffung des Lieutenants war aber nur ein kleiner Bruchtheil der nothwendigen Intriguen vollzogen. Es galt auch, sich im Horst'schen Hause eine feste Stellung zu erringen, — wie Norbern dies zu bewerkstelligen suchte, habe ich bereits erzählt. Frau von Horst opferte er seine weitgehenden Galanterien, bei Horst wollte er sich in die Rolle des Vertrauten einschleichen. Es möchte vielleicht auffallend erscheinen und behauptet werden, daß Norbern einen eigenthümlichen Weg einschlage, wenn er, um seine Absichten auf die Stieftochter zu erreichen, sich um die erotische Gunst der Stiefmutter bewerbe, allein solchen Einwendungen halte ich entgegen, daß der Baron das Prototyp eines Gesellschaftsmannes des neunzehnten Jahrhunderts ist und in Folge dessen ganz einfach kalkulirte, daß es von seiner Seite nichts weiter bedürfe, als die Möglichkeit zu einem Frau von Horst kompromittirenden Skandal vorzubereiten, um diese, aus Rücksicht auf die Selbsterhaltung ihres gesellschaftlichen Namens, aus einer nachgebenden Angebeteten in eine protegirende Freundin zu verwandeln.

Wie ich eben im Begriffe bin das Manuscript des dreizehnten Kapitels in die Druckerei zu schicken, erhalte ich durch Vermittlung des Verlagsbureaus

einen Brief, dessen Inhalt ich, soweit er meine Geschichte betrifft, hier erledige, nachdem die Verfasserin des Schreibens möglicherweise Gedanken Ausdruck gegeben, wie deren mehrseits empfunden worden sind. Der fragliche Brief lautet nach Weglassung des Wegzulassenden:

„Geehrter Herr Autor! Woher kennt Ida die Wissenschaft in den Theaterzettel ein Billet zu stechen? Wie kann Edmund wissen, daß dieser Zettel ein soi-disant Liebesbrief ist und wie ist er — nachdem sich, wie Sie selbst im zehnten Kapitel erzählen, sein Bekanntsein mit Ida in den geordnetsten Formen bewegte — ohne vorausgegangene Erklärung im Stande zu wissen, daß der von Ida fallen gelassene Zettel für ihn bestimmt sei, für ihn eine Mittheilung enthalte? Ich bin u. s. w."

Meine gnädige Unbekannte! So viel Aufmerksamkeit für meine Erzählung macht mich stolz, — gestatten Sie mir den Ausdruck meines Dankes. Sie haben Recht', — Recht in so ferne, als es vielleicht meine Aufgabe hätte sein können, mitzutheilen, daß bei einer der Unterhaltungen zwischen Ida und Edmund, (wie deren Seite 51 u. f. erwähnt, welche ich aber nicht mit der präcisen Wiedergabe der Unterredung im Dome zu verwechseln bitte) das Gespräch von Letzterem auf eine der zahlreichen Arten der Chiffrecorrespondenz zwischen Liebenden gelenkt wurde. Ich entkleide mich hiemit des Gewandes der Originalität, welches Sie mir vermuthlich für diesen Trick mit dem Theaterzettel umhängen, indem ich in Ihr Gedächtniß zurückrufe, daß die von mir erzählte Art des Briefstechens keine Erfindung von mir, sondern alt ist und Ihnen vermuthlich schon aus dem „Zauberer von Rom" bekannt sein dürfte, wo derselben bereits erwähnt wird. Was die Avisirung des Zettels anbelangt, welche allerdings stattgefunden haben muß, so kommt dieselbe ja vor und ist nur Ihrer Aufmerksamkeit wie es scheint entgangen. Haben Sie die Güte Seite 51 u. f. nachzulesen und Sie werden finden, daß Ida, während sie sich von Edmund beobachtet wußte, mit der einen Hand, — es war die linke, meine Gnädige — auf den Zettel trommelte, um ihn später zusammenzufalten. Für den aufmerksamen Edmund waren diese Anzeichen genügend, ihn die Bedeutung des Zettels errathen zu lassen. — Meine Gnädige, — erhalten Sie mir Ihre Antheilnahme! Ich bin Ihr dankbarster Diener. —

Vierzehntes Kapitel.

Helene.

Die Fäden meiner Geschichte laufen nebeneinander und berühren sich bis jetzt nur ziemlich lose. Wir haben seit lange — in Bezug auf den Raum, welchen die einzelnen Schilderungen einnehmen, nicht aber lange betreffs der Zeit, denn diese umfaßt nur wenige Stunden — nichts mehr von der Au und den dort wohnenden Figuren unserer Geschichte gehört. —

Zu der Zeit als Frau Wagner mit Helene den verabredeten Besuch zu machen sich anschickte, dessen Einleitungsgeschichte der Leser aus dem vierten Kapitel kennt, tobte der Sterngartenkrawall in seiner üppigsten Blüthe. — Als die Beiden das Karlsthor passirt hatten, befanden sie sich in einem wirren Knäuel von Menschen, welche ausnahmslos nicht wußten, was sie eigentlich wollten, zum weitaus größten Theile über den ausgebrochenen Tumult entrüstet waren, ohne zu bedenken, daß die eigene Anwesenheit die Wichtigkeit desselben unverdient steigere.

Frau Wagner hoffte sich durchzuwinden, die Elisenstraße zu erreichen und durch die dort seitwärts abzweigenden Strassen ihren Weg fortsetzen zu können. Helene folgte willenlos, sie bemerkte wohl kaum das Drängen der aufgeregten Menschenhaufen und wenn sie es bemerkte, so gelangten diese Eindrücke bei ihr nur in sehr unsicherer, gleichgültiger Weise zur Empfindung. Ihre Gedanken waren anderswo, sie waren bei ihrem geliebten Kinde. Wie hatte der kleine Engel so süß geschlummert, als sie wegging. Der gleichmäßige Athem beurkundete die Gesundheit seines Schlafes, die kleinen Händchen waren geballt und das eine hatte das Kind versucht in den Mund zu stecken, war aber über seinen desfallsigen nutzlosen Versuchen eingeschlafen. Helene war an das Bettchen getreten, hatte sich über die kleine Schläferin gebeugt und sie mit einer Aufmerksamkeit betrachtet, wie als wenn sie sich auf längere Zeit davon entfernen müsse. Unwillkürlich vereinigten sich in diesem Augenblicke die Gedanken an ihr eigenes gegenwärtiges schreckliches Elend mit den gegründeten Befürchtungen vor der Zukunft des unglücklichen Würmchens, dem ihre Liebe das Leben gegeben. Und während sie so mit dem unnennbaren Weh eines gepreßten Mutterherzens das unschuldige Kind betrachtete schenkte ihr die allgütige Natur die letzte Linderung, welche sie den Unglück-

lichen zu spenden vermag: die Thräne. Heiß, ja glühend stieg sie empor in die sich umdüsternden Augen, ohne die Mächtigkeit zu besitzen, als flüssige Perle das Angesicht zu netzen. Da hörte Helene hinter sich Frau Wagner kommen, schnell wollte sie sich sammeln, dem harten Weibe nichts von ihren heiligen Empfindungen zu zeigen, als sich aus ihrem Auge eine Thräne lös'te und auf des Kindes Wange fiel. Besorgt, den Schlaf des Kindes dadurch vielleicht gestört zu haben, wollte Helene leise die Wange der kleinen Schläferin trocknen, als diese plötzlich auf Momentesdauer die Augen aufschlug, aber nur um sie sogleich wieder zu schließen, während ein glückliches Lächeln um die rothen Lippen spielte, — es war jenes unbeschreiblich selige Lächeln der Engel, welches zu schildern bisher nur der Pinsel eines Rafael Sanzio vermochte. —

Unglückliche glauben gar sehr leicht an Deutungen; — Helene sah hierin eine glückliche Verheißung, — ihre Thräne hatte das Kind glücklich lächeln gemacht, — sollte sie daran verzweifeln, daß ihr eigenes Leid schließlich doch dem unschuldigen Kinde zum Besten diene? — Ach, dann wären ihre Thränen doch nicht umsonst geweint!

Als aber Landwehrabtheilungen den Dultplatz zu säubern suchten, stoben die müssigen Zuschauer nach allen Richtungen auseinander, — Jedes suchte auf eigene Faust sein Heil und wendete sich in ungeregelter Flucht gegen eine der Straßen, welche beim Dult- und Karlsplatz aus- und einmünden. Helene und Frau Wagner wurden von einander getrennt, die drängenden Menschenmassen hatten die Eine hierhin, die Andere dahin geschoben und willenlos folgten Beide dem sich fortwälzenden Menschenknäuel, welcher Frau Wagner in die Bayer-, Helene in die Schützenstraße schob. Hier kam Letztere dem Herde des Tumultes ziemlich nahe und war Zeuge der Neckereien zwischen der eingekeilten Landwehr und dem insultirenden Pöbel, — sie konnte weder vor- noch rückwärts, während eine entsetzliche Angst sich ihrer bemächtigte. Wußte sie auch nicht, um was es sich handle, so hörte sie doch an dem ohrenzerreißenden Pfeifen, Schreien uud Johlen, daß sie in einer höchst bedenklichen Situation sich befinde. Allmählig erlag die Arme den verschiedenen Aufregungen des verlebten Tages, sie sah um sich, ohne daß sie im Stande gewesen wäre, die nächsten Gegenstände noch zu erkennen, eine kreisende Wolke trübte ihren Blick, das infernalische Toben ihrer Umgebung drang nur mehr gedämpft an ihr Ohr, wie die Töne der Oberwelt an das Ohr des Tauchers, sie fiel in Ohnmacht.

Als sie wieder zu sich kam, lag sie auf einem reinlichen Bette, theilnehmende freundliche Menschen mit tröstenden Blicken und Worten umgaben sie.

Ein leiser Seufzer entrang sich der beklemmten Brust.

„Sie sind erwacht?“ sprach eine milde Stimme in der Nähe.

Helene bemühte sich die Sprecherin zu erkennen, jedoch zu matt dazu, mußte sie den Versuch aufgeben.

Die Sprecherin mochte die Absicht Helenens errathen oder bemerkt haben, denn sie näherte sich dem Bette derselben. Erstaunt blickte Helenen in das sanfte Gesicht einer Frau, welche das schmucklose Kleid der barmherzigen Schwestern trug.

„Wie geht es Ihnen?“

Helene gab keine Antwort, sie schaute nur fort und fort mit dem Ausdrucke des Erstaunens und Schreckens im Blicke in das Angesicht der Wärterin.

Mit warmen, schwesterlichen Worten beruhigte die Letztere die auftauchenden Erregungen Helenens, welche sich in einem Zustande psychischer Zerrüttung befand, daß die äußeren Eindrücke der Gegenwart sowohl, als die Reflexionen in Bezug auf die Vergangenheit nur unklare Empfindungen waren.

In unseren Tagen, denen, sehr häufig mit Recht, die usurpatorische Ueberhandnahme des Materialismus vorgeworfen wird, erscheint wie das Erbe begrabener idealistischer Zeiten das Institut der „barmherzigen Schwestern.“ Ob die verschiedenen Angriffe, welchen auch dieser weibliche Orden ausgesetzt ist, von einer gegründeten Basis ausgehen oder nur in leidiger Begeiferungssucht ihren Ursprung haben, mag zu untersuchen Sache des Fachkritikers sein, — welche spezielle Einrichtungen und Aenderungen im Wesen der barmherzigen Schwestern nothwendig oder wünschenswerth seien, mag den Auseinandersetzungen kompetenter Richter überlassen bleiben, ich habe hier nur von dem Institute in seinen Beziehungen zu den Leidenden im Allgemeinen zu sprechen und im Hinblicke darauf möchte ich die mir vorliegende Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne den schuldigen Tribut der Bewunderung zu leisten, welchen die hohe Selbstverläugnung und beispiellose Uneigennützigkeit der barmherzigen Schwestern zu beanspruchen das unbezweifelte Recht hat. Die Worte des christlichen Evangeliums: „Liebet Euch

untereinander" wurden nie schöner und erhabner interpretirt als von diesen aufopfernden Frauen, deren ganzes Dasein eine ununterbrochene Kette schlechtgedankter Liebesdienste an den Schmerzenslagern Wildfremder ist, mit denen sie kein anderes Band verbindet als die Disciplinen der Religion der Liebe und wovon sie nur der frühe Tod befreit, welcher ihren freiwilligen aber aufreibenden Anstrengungen gesetzt ist.

Leser! Nicht aus den gebildeten Schichten der Gesellschaft rekrutirt das Krankenhaus zumeist, — nein, es ist zum überwiegeud größten Theile die Armuth und Hülflosigkeit, welche hieher ihr Contingent stellt, nicht selten auch das Laster und dies zum Theil in seiner eckelerregendsten Gestalt. Und Allen, Allen g genüber waltet die unergründliche Menschenliebe der barmherzigen Schwestern, unbekümmert um das eigene Ich, nicht fragend nach persönlicher Gefährdung. Wer ist im Stande mit dieser Selbstaufopferung den alttestamentarischen Gebrauch in Behandlung der sogenannten Aussätzigen zu vergleichen und dabei nicht einzustimmen in das bewundernde Lob der nicht erloschenen werkthätigen evangelischen Liebe?!

„Haben Sie Schmerzen?" frug die Klosterfrau.

„Nein — ja ich weiß es nicht Madame," antwortete verwirrt Helene.

„Nennen Sie mich doch nicht Madame, nennen Sie mich Schwester, was ich Ihnen ja auch sein will."

„Schwester? Ja, wo bin ich denn?" und Helene schaute mit gesammelten Blicken um sich.

„Sie hatten ein Unglück, liebes Mädchen, Sie befinden sich in sorgsamer Hut und Pflege."

Nach und nach ordnete Helene ihre Gedanken, sie sah vor sich die Schwester im Ordenskleide, die schmucklose Stube mit ihrer holländischen Sauberkeit — kein Zweifel mehr: sie war im Krankenhaus.

Die beobachtende Schwester folgte den arbeitenden Gesichtszügen Helenens und las aus ihnen, wie aus einem aufgeschlagenen Buche den Ideengang der Kranken ab. Helenens Miene fixirte sich zu einer unausgesprochenen Frage.

„Was wollen Sie?" frug die Klosterfrau.

„Was — was — macht —?"

„Wer?"

„Mein liebes, kleines Mädchen?"

Es war ein Strahl der Freude, der bei diesen Worten aus den Augen Helenens leuchtete, hatte sie doch die Genugthuung von dem sprechen zu können, was ihr das Liebste auf Erden war.

Die Schwester war in Verlegenheit, was sie antworten solle, — sie mußte unter Umständen befürchten, Aufregungen zu veranlassen und dadurch den Zustand der Kranken zu verschlimmern.

„Wir stehen Alle in Gottes Hand," antwortete sie ausweichend, „wen hätte der Herr je vergessen, der sein nicht vergaß."

Eine Bewegung, welche Helene in diesem Augenblicke machen wollte, wurde Ursache, daß sie heftigen Schmerz empfand. Rasch wechselte die Kranke die Farbe und ein leise gehauchtes: „Ach" entrang sich der Brust.

„Sie empfinden wohl Schmerzen?"

„Ach ja, — ich weiß gar nicht, was mir ist — ich kann mich ja gar nicht bewegen."

„Bleiben Sie nur ja ruhig, liebes Kind, und Sie werden bald wieder hergestellt sein."

„Wie kam ich denn zu Ihnen hieher?"

„Wissen Sie sich denn an gar nichts mehr zu erinnern?"

Helene schwieg.

„Sie sind doch gestern Abend ausgegangen?"

„Ach ja," antwortete Helene und schauderte.

„Sie kamen in ein arges Gedränge?"

„Ja, ja, — ach das waren fürchterliche Menschen, dieses entsetzliche Schreien und Pfeifen —."

„Was geschah Ihnen da?"

„Mir? Ich weiß von nichts mehr — ich werde wohl ohnmächtig geworden sein."

„Ja, das wurden Sie, aber erst, nachdem Sie das Unglück hatten, verwundet zu werden."

„Verwundet? Ich?"

„Die Soldaten schossen und dabei erhielten Sie einen Schuß in's Bein, der sie ohnmächtig zusammensinken ließ."

Hierin irrte sich indeß die gute Schwester. Als die Landwehr sich durch einige scharfe Schüsse Luft machte, wobei eine verirrte Kugel Helene verwundete, war diese bereits ohnmächtig und empfindungslos zusammen=

gesunken gewesen. Der, namentlich für Frauen, immer unausbleibliche Schreck: sich verwundet zu fühlen, war der armen Unglücklichen erspart geblieben.

Helene blieb stumm. Ihr Gehirn arbeitete, — sie wollte nach Thunlichkeit die unzusammenhängenden Bilder ihrer Erinnerungen zu einem geordneten Ganzen fügen.

„Versuchen Sie wieder zu schlafen,“ bat die Schwester, indem sie Helenen ein Glas mit kühlendem Trank reichte.

„Ja,, begütigte sie diese, „aber vorher sagen Sie mir noch, um wie viel Uhr wurde ich verwundet?“

„Das weiß ich nicht genau, meine Liebe. Man brachte Sie um zehn Uhr zu uns, es mag also wohl nach neun Uhr gewesen sein.“

Mit einem verklärten Lächeln sank Helene wieder auf ihr Kopfkissen zurück, sie faltete die Hände und aus der tiefsten Tiefe ihres Herzens murmelte sie:

„Dank Dir, heilige Maria vom Gasteig —.“

Fünfzehntes Kapitel.

Seppel.

Da gegen Seppel Beweise seiner Betheiligung am Sterngartenkrawall nicht vorlagen, sein Vergehen, wegen dessen er zur Haft gebracht worden war, aber nur disciplinär strafbar erschien, so befand sich der junge Infanterist bald nach seiner Verbringung in die Kaserne außer Detention. Die Angelegenheit mit den unbequemen Bekannten am Lehel beschäftigte Seppel vor Allem. In den Kasernen war schon seit längerer Zeit Marschbereitschaft anbefohlen, und jeder Tag konnte die Truppen zum Ausmarsch kommandiren, es galt für Seppel als höchste Zeit, das, was zu ordnen war, schleunigst zu ebnen. Er gedachte die Nachmittagsstunden dazu zu verwenden, den Baron aufzusuchen und vertraute hiebei auf sein Spürtalent, von dem er hoffte, daß es ihn nicht verlassen werde. Der Baron mußte ihm die Mittel geben, sich die Papiere des Alten zu verschaffen und dann hoffte Seppel jede Verbindung mit seiner anklebenden Kameradschaft vom Lehel abschneiden zu können. —

Es war Mittag. Wenn Seppel Nachmittags den Baron fand, so konnte er später schon eine Zusammenkunft mit dem Alten im Hofbräuhause halten, — damit dieser aber avertirt sei, mußte er das verabredete Zeichen erhalten. — Diensteifrig meldete Seppel sich freiwillig beim Unteroffizier zur Fatigue bei der Musikparade an der Feldherrnhalle, weil ohne diesen Dienst seine Entfernung aus der Kaserne unstatthaft gewesen wäre. — Daß er beim Transport der Notenpulte sich einen Knopf an seiner Uniform ausriß und dieser Knopf gerade der vordere des linken Aermels war, war sicher nur ein Zufall. Seppel aber nähte nach der Parade flugs für den Fehlenden einen neuen an, denn der Corporal hatte ihn wegen seiner Malpropretät macht. —

München nennt man die Stadt des Bieres. Im Auslande identificirt sich der Gedanke an die bayrische Residenz mit dem an Braunbier. Man geht hierin am Ende wohl zu weit, namentlich wenn man die Münchener allein für die starke Konsumtion dieses Getränkes zur Rechenschaft ziehen will. Der Genuß des Bieres ist allenthalben, in Europa wie Amerika, in ganz auffallender Weise gestiegen, so daß man andernorts, wo man sich traditonell über die Münchener Biertrinker lustig zu machen pflegt, nachgerade in Bezug auf das vertilgte Quantum in Konkurrenz mit der bayerischen Metropole treten kann. Hingegen tritt noch in München in ihren letzten Zuckungen eine Erscheinung zu Tage, welche dem Beobachter andernorts nicht mehr entgegentritt. Diese Erscheinung, welche zum Glück von Tag zu Tag mehr verblaßt, ist die Behaglichkeit im Schmutze, welche der Biertrinker ehedem für ein nothwendiges Requisit betrachtete, um die ganze Seligkeit des Biergenusses durchkosten zu können.

Fast überall sind jetzt auch in München die eckelerregenden schmutzigen Schenklokale verschwunden mit ihren nie gescheuerten Tischen und dem unsagbaren Odeur, den verschüttetes Bier, Häringsreste und alle Sorten von Käse u. s. w. erzeugten, — sie sind verschwunden uud statt ihrer sieht man fast durchgängig nur mehr, immerhin noch sehr prunklose, aber doch zum Aufenthalte für Menschen passende Räumlichkeiten. — Der traditionelle Münchener Biertrinker beklagt das zwar lebhaft, denn es geht der Glaube um, daß mit der Zunahme an Comfort in den Lokalen die Abnahme der Qualität des Bieres voranschreite. — Aber inmitten aller der verderblichen Neuerungen, welche den attributen Schmutz in den Bierhäusern abschaffen wollen, erhebt sich fest wie ein Leuchtthurm in der brandenden See, unbe-

kümmert um den sträflichen Abfall der Schwesterlokale von der angestammten Gestaltung, das Hofbräuhaus, ein Farus für den in modernisirten Brauschenken schiffbrüchig werdenden Biertrinker.

Das Hofbräuhaus ist konservativ durch und durch; es ist selbst der kühnsten Fantasie geradezu unmöglich, sich eine Vorstellung davon zu machen, wie das Hofbräuhaus ausgesehen haben muß, als es neu war, — man ist sehr in Versuchung zu glauben, daß es schon alt zur Welt gekommen sein müsse. Wenn es möglich ist, daß auch das Hofbräuhaus in München zu existiren aufhörte, so unterliegt es keinem Zweifel, daß sich um dasselbe ein nicht minder reicher Sagenkreis weben werde, wie um den heiligen Gral und die Ritter der Tafelrunde. Heutzutage wuchert zwar die Fantasie noch nicht so üppig, allein ganz brach liegt sie darum nicht. — Leichtgläubigen Seelen wird heute schon ab und zu ein Märchen aufgetischt, wie sich im Hofbräuhause alle Stände vereinigen, daß dort an einem und demselben Tische hohe Staatsbeamte, Offiziere, Maurer und Taglöhner in traulichem Gespräche säßen, wie Minister N. N. oder Universitätsprofessor X. Stammgäste des Hofbräuhauses seien, und was dergleichen lieblicher Unsinn mehr ist, den zu glauben man entweder vom Mond heruntergefallen oder selbst unter der Einwirkung des „verleit" gegebenen Getränkes stehen muß.

Doch ich will nicht zu weit abschweifen. — Ich muß den Leser bitten, sich mit mir durch die an dem Eingange zur Schenke befindlichen Gruppen Trinker hindurchzuwinden, um in einem der inneren Zimmer eine Person aufzusuchen, welche von einiger Bedeutung in dieser Geschichte ist. — Ich bitte sich nicht von dem den Boden feuchtenden Biere, in welchem halbzersetzte Rettigüberbleibsel und übergebliebene Schinkenbeine umherschwimmen, allzusehr abschrecken zu lassen, in den inneren Zimmern ist es vergleichsweise geordneter. Zwar umtobt den Gast das unverständliche Gewirre des nicht gerade im Renomée des Wohllauts stehenden altbayerischen Dialekts und das Aroma eines höchst zweifelhaften Cigarrenkrauts, welches mit der Tabakspflanze in nur sehr gespanntem verwandtschaftlichen Verhältnisse steht, räuchert den Eingetretenen ein, allein für die Dauer des vorhablichen Behufs können wir diese Beleidigungen für Ohr und Lunge ja wohl ertragen.

Der Alte vom Lehel, dessen sich der sehr werthgeschätzte Leser vielleicht noch aus dem elften Kapitel dieser Geschichte erinnert, saß in einer Ecke, vor sich den steinernen Krug, dem er nur mäßig zusprach. Er verrieth keinerlei

Bewegung, — den Hut hatte er auf dem Kopfe, so daß seine Züge nur undeutlich zu erkennen waren. An was mochte er denken?

Er überlegte die einzelnen Möglichkeiten seiner in Aussicht gestellten Unterredung mit Seppel, aus der er thunlichst viel Vortheil zu ziehen sich vornahm.

Seppel ist in meiner Geschichte schon mehrfach aufgetaucht, ohne daß ich Gelegenheit hatte, denselben beim Leser mit einem entsprechenden Nationale einzuführen. Daß Seppel aus einer just nicht sehr respektablen Familie stammt, haben wir aus den Beschuldigungen des keifenden Weibes am Lehel erfahren, er selbst also konnte nur die verwahrloste Erziehung der Kinder jener Parias erhalten haben. Die Straßen und Sträßchen seines Stadviertels waren als Kind seine Heimath, — nothdürftig lernte er lesen und schreiben, just so viel um nicht allzu viel Mühe zu haben, es nach der Entlassung aus der Schule wieder zu vergessen. Dafür aber nahm der Straßenjunge rasch zu an Verschlagenheit und Raffinement. Frühzeitig eingeweiht in die Mysterien des Lasters, dessen Priesterinen Mutter und Schwester gewesen und noch waren, verlernte er bald das Unrecht als solches zu meiden, statt dessen eignete er sich den grimmigsten Haß gegen die Vollstrecker der polizeilichen Gesetze an. Mit diesen lebte er schon als halb ausgewachsener Bursche auf stetig gespanntem Fuße und manche kleinere Correktion war die Folge verübter Exzesse, — doch von bedeutenderen Ausschreitungen hatte er sich jederzeit ferne gehalten, so daß er eine eigentlich getrübte Conduite nicht besaß, und — konscriptionspflichtig geworden — seiner Einreihung in die Armee, als der Waffenehre nicht unwürdig geworden, kein Hinderniß im Wege lag. Ob Seppel niemals Kenntniß von den Umtrieben seiner Gespielen, deren Einzelne vom Arm der Gerechtigkeit ereilt wurden, gehabt hatte, möchte wohl schwer eruirt werden können, — an eine Selbstbetheiligung seinerseits zu glauben hatte die Behörde nie einen Grund gehabt.

Ein Ereigniß seines vergangenen Lebens aber warf noch immer Schatten in seine Gegenwart herüber. Eines Abends war Seppel wieder umhergelungert und wußte nicht, was er beginnen sollte. Seine Taschen und sein Magen waren leer und keine Aussicht vorhanden sie zu füllen.

Der Mensch hat nie mehr Hunger, als wenn er der Möglichkeit ihn stillen zu können entbehrt: — so auch Seppel. Würden nur einige wenige Kreuzer Geld in seiner Tasche geklimpert haben, so würde er nicht an die Nothwendigkeit, essen zu müssen, gedacht haben, so aber, aller Hilfsmittel

entblößt, glaubte er einen wüthenden Hunger zu empfinden. — In diesem Zustande befand er sich, als er gerade durch eines der kleinen Gäßchen ging, wie sich deren in seinem heimathlichen Stadtviertel — am Lehel — noch vorfinden und diesem zum Theil den Charakter des Ländlichen aufdrücken. Es war Winter und frischer Schnee gefallen. Um eine Ecke biegend gewahrte Seppel einen Mann in einen Radmantel gehüllt, eine Pelzmütze auf dem Kopfe, deren Verbrämung herabgeschlagen war, so daß die Fysiognomie des Mannes unkenntlich wurde. Als Seppel auf den Unbekannten zukam, fixirten sich Beide gegenseitig. Seppel erkannte sofort, daß dieser Mann nicht aus diesem Stadvietel sei, denn dessen Einwohner kannte er so genau wie ein Dörfler die Bewohner seiner Gemeinde. Der Fremde schien durchaus nicht feindselig gesinnt zu sein, — er begann:

„Kam'rad! Willst Du ein gutes Trinkgeld verdienen?"

„Immer," antwortete dieser.

„Weißt Du nicht hier in der Nähe eine offene Hausthüre?"

„Gewiß, zehn Schritte von hier, wohnen Bekannte von mir."

„Hier hast Du einen Thaler; wenn Du mir gehorchst, so sollst Du noch mehr erhalten."

„Der Anfang ist gut," dachte Seppel und sackte den Thaler ein. „Was soll ich?" frug er laut.

„Wo ist das Haus Deiner Freunde?"

„Hier" antwortete Seppel und deutete auf eine schräg gegenüberliegende Hütte.

„Gut," sprach der Fremde in einem Tone, wie wenn es seine Gewohnheit wäre, wie ein Seigneur mit seinen Untergebenen zu sprechen, „gehen wir dahin."

Seppel wollte gehen.

„Halt, nicht so," befahl der Fremde, „Du gehst auf meiner Spur, die ich im Schnee zurücklasse und trittst sorgfältig in meine Fußstapfen."

„Aha, ich verstehe," machte Seppel und that, wie ihm geheißen.

Während die Beiden in der bezeichneten Weise ihren Weg nach dem nahen Häuschen einschlugen, hatte Seppel überlegt. — Offenbar hatte der Fremde Angst, daß man herausspüren könne, er sei am Lehel gewesen. Seine d. i. Seppels Fußspuren waren weder auffallend noch kompromittirend, insoferne er ja ein Bewohner dieses Stadtviertels war. Wenn sich also des Fremden Verlangen nur um ein Heraushelfen aus einer Patsche drehte, so

war Seppel mit sich einig, daß er — natürlich gegen anständige Vergütung — gehorche.

Das von Seppel dem Fremden zum Eintreten bezeichnete Haus war die ärmliche Hütte, in welche ich den Leser im elften Kapitel geführt. Die Hausthüre öffnete sich ohne Schlüssel vermöge des primitiven Mechanismus, welcher das Schloß ersetzen sollte und einfach in einem fettigen dünnen Seile bestand, welches, wenn Niemand zu Hause war, durch ein Loch zur Thüre heraushing, während es, im Falle die Einwohner zu Hause waren und ungestört zu bleiben wünschten, in's Innere gezogen zu werden brauchte.

Heute war die Hütte leer, — die Beiden traten ein. Vorsichtig blickte sich der Fremde um.

„Es ist Niemand da," versicherte Seppel.

„Ich will Dir Etwas abkaufen," sprach der Unbekannte.

„Mir?" frug Seppel halb erstaunt, halb belustigt, — denn es erschien ihm doch gar zu komisch, bei sich etwas Kaufenswerthes gesucht zu sehen.

„Ja, — was verlangst Du für Deine Stiefel?"

„Ich habe nur dieses einzige Paar," entgegnete Seppel.

„Das ist mir gleich; — ich brauche sie, was kosten sie?"

„Ich kann doch nicht mit bloßen Füssen im Schnee nach Hause waten?"

Diese sanitäre Besorgniß schien der Fremde gar nicht gehört zu haben, denn er fuhr unbekümmert um Seppels Einwendung fort:

„Ich gebe Dir zwanzig Gulden dafür, willst Du?"

Diese Summe schien dem jungen Mann hoch genug, um ihr zu Liebe eine Erkältung riskiren zu können.

„Von mir aus," entschied er.

„Abgemacht."

Ohne weiter ein Wort zu sprechen, zog der Fremde seine eigenen eleganten Stiefel aus und forderte Seppel auf, ein Gleiches mit seinen plumpen nägelbeschlagenen Schuhen zu thun. Nach einigen Sekunden, während welchen der Fremde seinen Eckel zu überwinden gesucht haben mochte, war die Metamorfose vollendet.

Die eigenen Schuhe hatte der Fremde mit seinem Taschentuche zusammengebunden. Während dieser Arbeit hatte Seppel Gelegenheit zu bemerken, daß der Fremde ein Mann von außerordentlicher Vorsicht sein müsse, denn der Unbekannte vermied sorgfältig Alles, was sein Incognito hätte verrathen können. Das Taschentuch, womit er seine Schuhe zusammenband, hatte er

zuerst einer Controle unterzogen, damit Seppel nicht etwa ein eingemerktes Ende zu sehen bekomme, — die Handschuhe zog er nicht ab, damit Seppel nicht etwa aus dem Aussehen der Hände Schlüsse ziehen könne. Nachdem der Fremde mit dieser Arbeit zu Ende war, reichte er Seppel einen doppelten Friedrichsd'or.

„Hier mein Junge, das gilt zwanzig Gulden.“

Seppel war ein Kind der Vorstadt, auch er hatte gelernt vorsichtig zu sein; — er wies das Geld zurück.

„Was fällt Dir ein?“ fuhr unwillig der Andere auf, „ich sage Dir, das Goldstück gilt seine zwanzig Gulden voll, — willst Du etwa noch einen Thaler zu haben? von mir aus.“

„Nein, Herr, das ist's nicht, was ich brauche. — Wenn ein Herr wie Sie im Tage zehn solcher Dinger ausgibt, so kräht kein Hahn darnach, wenn aber ein armer Teufel, wie ich, nur ein einziges Stück davon sehen läßt, so hat er die gesammte Polizei auf den Fersen und die ruht und rastet nicht eher, als bis sie es auf's Tüpfelchen heraus hat, woher unser Einer zu solchem seltenen Vogel gekommen. Wenn ich sagte, es sei der Erlös für ein paar alte Stiefel, so schickte man mich am Ende gar nach Giesing, jedenfalls aber würde man mir keinen Glauben schenken.“

Der Unbekannte bis sich auf die Lippen, — überrascht schaute er den jungen Menschen an, der ohne Schuhe vor ihm stand und ein Goldstück ausschlug.

„Ich habe kein anderes Geld, mein Junge,“ versicherte der Fremde.

„O, Sie haben Credit,“ antwortete Seppel verschmitzt.

„Dummkopf,“ sprach der Fremde in sich hinein, als er aber die intelligenten Züge Seppels und dessen verschlagenes Lächeln gewahrte, corrigirte er sich, indem er leise murmelte:

„Welch ein Schlingel!“

„Wenn man mich auf der Polizei mit Fragen, woher ich zu soviel komme — für unser Einen, Herr, ist zwanzig Gulden auf einmal schon viel Geld — ins Gedränge bringt und ich erzähle ihnen, wie ich es erhalten, so geht das Suchen nach Ihnen gar nicht aus.“

„Du hältst mich doch wohl nicht für einen Dieb?“

„Nein, Herr, zum Stehlen gehen Leute, wie Sie, nicht auf den Lehel, das weiß ich selbst, — aber Sie haben andere Geschäfte, bei denen Sie

unerkannt bleiben wollen, und darum vor Allem Sorge tragen, daß man Ihnen nicht auf die Spur komme."

„Oho!"

„Ja, ja, Herr, der frisch gefallene Schnee genirt Sie, man sieht die Spuren des Fusses zu deutlich, unglücklicherweise hat es zu schneien aufgehört und darum bleiben die Stapfen im Schnee bis morgen erhalten. Sie haben darum meine Stiefel angezogen, damit man morgen hier in der Gegend im Schnee nicht die Male Ihres feinen Stiefels sehe, sondern blos die Spuren meines alten Paares finde. — He? habe ich etwa Unrecht?"

„Bah, ich habe nicht Lust noch Zeit, mit Dir lang zu disputiren," entschied der Fremde, der es schließlich mit Grobheit versuchen wollte, „hier ist Dein Geld, schau' zu, wie Du es anbringst, — der Handel ist einmal gemacht und damit hollah."

„Gemach, Herr," entgegnete Seppel, „ich streite auch nicht gerne, aber wenn's sein muß, so kann ich auch grob werden. Ich sage Ihnen nur, daß ich das Goldstück nicht nehme und daß ich, wenn Sie mir kein anderes Geld geben, meine Stiefel wieder haben will."

Der Fremde mochte einsehen, daß in dem ungleichen Streite der Nachtheil auf seiner Seite sei, er zog darum vor einzulenken.

„Du begreifst doch, daß, wenn ich kein anderes Geld habe, ich Dich nicht damit bezahlen kann?"

„Ich sagte Ihnen ja schon, daß Sie Credit haben."

„Nun denn, so sprich."

„Sie können mir mein Geld morgen geben, ich begnüge mich für heute mit einem Pfande?"

„Gut," willigte rasch der Fremde ein, welcher damit Seppel zu überlisten hoffte, „so nehme das Goldstück als Pfand bis morgen."

„Na, hören Sie Herr, für so grün müssen Sie mich nicht halten. —"

„Wie so?"

„Da könnte ich lange warten, bis ich Sie wiederfände, — nein — hier mein letztes Wort: als Sicherheit, daß ich Sie morgen sehe und dann meine zwanzig Gulden kriege, verlange ich —

„Nun?"

„Daß Sie mir Ihre Stiefel zurücklassen."

„Du bist ein Narr."

„Nein, nur vorsichtig."

Was sollte der Fremde machen? Er hatte nur zwei Auswege — entweder Seppel zu gehorchen oder den ganzen Handel rückgängig machen, — er entschloß sich zum ersteren Mittel.

„Und wo treffe ich Dich dann morgen?"

„Wo Sie wollen."

„Morgen Früh 6 Uhr am Hesselloher See."

„Das ist früh, Herr, da muß ich meinem Morgenschlaf Abbruch thun."

Der Fremde mußte trotz der Unbehaglichkeit, in der er sich befand, lächeln.

„Nun ich werde Dir dann Deinen Schlaf abkaufen."

„Ah, sehr gut," erwiderte befriedigt Seppel, „ich sehe, mit Ihnen ist's eine Freude ein Geschäft zu machen, Sie verstehen sich auf die Menschen."

„Und nun noch etwas," sprach der Fremde.

„Sie befehlen?

„Du hast wohl gute Freunde, die jetzt zu Hause sind?"

„O ja."

„Nun gut, — gehe zu diesen und leiste ihnen eine oder zwei Stunden Gesellschaft."

„Aha, ich verstehe — ein Alibi."

„Woher weißt Du denn das?"

„Wozu wären denn die Schwurgerichtssitzungen öffentlich, wenn man davon nicht etwas profitiren sollte?"

Ich habe diese Unterhaltung Seppels mit dem Fremden absichtlich in ihrem ganzen Umfange hiehergesetzt, weil sie deutlicher als Alles eine Schilderung von der Geartung des Burschen liefert. — Ich fahre in gedrängterer Kürze fort.

Der Handel war also abgemacht. Der Fremde entfernte sich in der Richtung gegen die Stadt, — Seppel machte seine Vorbereitungen, um ebenfalls fortzugehen, sein Alibi beweisen zu können. Hatte der Fremde Besorgniß vor seinen Fußspuren gehabt, so mußte Seppel ein Gleiches haben, — er band sich also einige Lappen um die nackten Füsse, daß die im Schnee hinterbleibenden Eindrücke bei allenfallsigen Recherchen gar nicht dechiffrirt werden konnten. —

Der zuerst erhaltene Silberthaler, welchen der Fremde Seppel für die Bezeichnung des Hüttchens gegeben hatte, genügte für den glücklichen Besitzer, um sich heute Abend mit einem Kreis würdiger Freunde zu umgeben. Nach-

dem Seppel unter dem werthlosen Kram, welcher sich in der Kiste unter seinem fragmentarischen Bette befand, ein Paar aus Sahlband geflochtener defekter Winterschuhe, wie sie hier zu Lande alte Leute zu tragen pflegen, wenn ihnen keine andere Fußbekleidung mehr die wünschenswerthe Wärme geben will und die genau ebenso sanitätswidrig sind, wie die verpönten Kohlenbecken der Marktweiber, herausgenommen hatte, begab er sich sofort in die benachbarte Schnapsschenke, überzeugt, dort Bekannte zu finden. — Er hatte sich auch nicht getäuscht. Die beiden würdigen Männer, deren Bekanntschaft der sehr geneigte Leser dieser Geschichte im elften Kapitel gemacht, saßen vor den geleerten Schnapsgläsern, während ein bleistiftdickes Talglicht ihre betrübten Fysiognomien nothdürftig erhellte. — Die Magd hatte schon wiederholt zum Aufbruch gemahnt, da sie zu Bette gehen wollte, weil die beiden Gäste nichts mehr verzehrten und es würde auch nur mehr wenige Minuten angestanden haben, so wäre die Schenke leer und geschlossen gewesen, wenn nicht noch in der Person Seppels ein neuer Gast eingetreten wäre.

Die drei Männer grüßten sich, — Seppel bestellte sich Wachholder.

Die Magd schaute argwöhnisch auf den Burschen, — sie mochte seine Solvenz in Zweifel ziehen.

Seppel entging das nicht, aber weit entfernt hierin eine Beleidigung zu sehen, lachte er und hielt den Thaler in die Höhe:

„Keine Umstände, Resi, hier ist Moos genug für mich und auch für die Beiden hier, wir wollen noch ein Glas trinken, denn es ist ja noch nicht einmal zehn Uhr."

Diese letzteren Worte betonte er ganz besonders und wie wenn er vom Echo akkompagnirt werden wollte, schlug in diesem Augenblicke vom Thurm herab die zehnte Nachtsstunde.

Seppel war froh, er konnte sein Alibi beweisen. Wenn allenfalls die beiden würdigen Männer, welche mit Behagen den Wachholder schlürften, den Resi ihnen vorgesetzt, auch wegen ihrer Conduite nur Zeugen von sehr untergeordnetem Werthe und Gewichte waren, so galt doch die Magd als ganz unverdächtig.

Das Gespräch der drei Trinker zu behorchen bietet für den sehr geneigten Leser um so weniger Interesse, als es zum Theil nur mit Hülfe eines Interpreten verständlich wäre, da das Kleeblatt in ihre Unterhaltung verschiedene dem Diebsdeutsch oder sogenannten Jänisch entlehnte Ausdrücke einwob. Fast eine Stunde mochten die Drei gesessen haben, als sie auf der Straße

eine mit der um diese Zeit sonst gewöhnlichen Ruhe kontrastirende Lebhaftigkeit wahrnahmen, — als erfahrener Mann gebot der Alte den beiden Jüngern Ruhe und keinerlei Aenderung in ihrem Benehmen. Ein rascher Blick auf Seppels gespannt aufmerksame Züge sagte dem beobachtenden Alten, daß jener nicht ganz ohne Vermuthungen oder gar Beziehungen bezüglich der nächtlichen Störung sein möge.

Nicht lange währte es, so trat auch ein visitirender Gendarm in die niedere Stube ein, — die drei Zecher waren dem Manne der öffentlichen Ordnung längst bekannt, — die von ihnen an den Tag gelegte Ruhe schien ihm möglicherweise nur maskirt zu sein. —

Die Aussage der Magd, daß zwei der Trinker seit acht, der dritte, Seppel, seit zehn Uhr anwesend, beruhigte ihn auch nicht bis zur Ueberzeugung. Mit dem Mißtrauen, welches polizeiliche Organe stets haben, wenn ihnen auf ihren Spürwegen Capacitäten der gesellschaftlichen Freibeuterei begegnen, befahl der Gendarm den drei Gesellen sich in ihre Schlafstellen zu trollen und nicht mehr auszugehen; sie weigerten sich nicht sofort zu gehorchen. —

Unter der Hausthüre stieß der Alte Seppel an:

„Feuer?"

„Rauch," antwortete Seppel rasch und ebenso leise, als der Alte gefragt hatte.

„Arbeit?"

„Blind!"

Die Gesellschaft trennte sich nach dieser Verständigung. Dem werthgeschätzten Leser muß ich, damit auch er die vier Worte der beiden würdigen Gesellen verstehe, die Stenografie der Diebssprache übersetzen.

„Feuer?: Bist Du in Gefahr?

Rauch: Es gibt Unrath, aber direkt geht's mich nichts an.

Arbeit: Hast Du einen Streich ausgeführt?

Blind: Ich weiß darum, war aber nicht direkt betheiligt. —

Wer will noch behaupten, daß die deutsche Sprache schwülstig sei?

Als die Nachhausegehenden an der Stelle vorüberkamen, wo vorher Seppel mit dem Unbekannten gesprochen, sahen sie mehrere Gendarmen als Beobachtungsposten aufgestellt, zwischen den drei Freunden wurde darum kein Wort gewechselt oder Zeichen ausgetauscht.

Vor einem Hause in der Nähe sah Seppel ein weißes Tuch in der Größe einer Wagenblahe über den Schnee gebreitet, — was mochte das zu bedeuten haben?

Eine Sekunde Nachdenkens genügte Seppel, den Grund zu errathen: Das Tuch mußte Fußspuren conserviren für den Fall als erneuter Schneefall eintreten sollte. — Kein Zweifel, es handelte sich hier um die Spuren seines Stiefels. —

In seine Schlafstelle zurückgekehrt konnte Seppel nicht schlafen. Zum Theil war es erklärliche Neugierde, zum Theil auch unbestimmte Besorgniß vor dem Ergebniß der in Aussicht stehenden Untersuchung, in welche er leicht verflochten werden konnte. Wenn auch nicht gerade wahrscheinlich war, daß der den Thatbestand aufnehmende Beamte durch die von der Gendarmerie bewachten Fußspuren auf ihn geleitet werde, so waren Seppel doch schon mehrere Fälle bekannt, wo es der Polizei gelungen, die indirekten Theilnehmer eines Vergehens oder Verbrechens bis in die entlegensten Verzweigungen zu entdecken. War er auch direct nicht mitschuldig, so konnte er sich doch nicht verhehlen, daß er nicht ganz ohne Schuld dastehe.

Früh am andern Morgen stand Seppel auf, um nicht zu spät zum Rendez-vous am Hesseloher See zu kommen. Von einem Schlafkameraden borgte er sich ein Paar Stiefel, die eleganten des nächtlichen Unbekannten nahm er mit sich. Es gelang Seppel aus dem Lehelviertel zu entkommen, ohne von Gendarmen beobachtet zu werden, welche es sicher auffallend gefunden haben würden, den jungen Burschen zu so früher Stunde ohne nachweisbare Arbeit auf der Straße zu finden. An den Ufern des gefrorenen und mit dem uniformen Weiß des Schnees überdeckten Hesseloher Sees schälte sich von einem Baume, hinter welchem er sich bis dahin verborgen hatte, ein Mann los, welcher den langsam dahingehenden Seppel scharf fixirte und dann stellte.

„Sie erwarten Jemand?“ frug der Mann in einem fremdländisch klingenden Tone.

„Warum?“ entgegnete Seppel.

„Weil vermuthlich ich es bin, den Sie suchen.“

„Das glaube ich nicht.“

„Sie bringen ein Pfand zurück, das Ihnen heute Nacht anvertraut worden ist.“

„Aber nicht von Ihnen.“

„Das thut nichts zur Sache. Sie geben mir das Paket, welches Sie unter dem Arme tragen und welches vermuthlich die eingewickelten Stiefel sind, die Sie gestern Abend erhielten und hier empfangen Sie dafür fünfundzwanzig Silbergulden, — was mehr ist, als der bedungene Betrag, ist ein Geschenk für Ihre Pünktlichkeit.“

Bei diesen Worten reichte der Mann Seppel eine Hand voll Silbergeld.

Dieser hatte keine Ursache mehr, mit der Herausgabe der verpfändeten Stiefel des Fremden von gestern Abend zu zögern, und doch war es ihm, als ob er mit denselben eine Waffe aus der Hand geben sollte.

„Sie sind nicht der Herr, der gestern Abend mit mir sprach,“ wendete Seppel ein.

„Was thut das?! Ich bin abgeschickt, die Sache, von der ich unterrichtet bin, in Ordnung zu bringen, also kein unnützes Sträuben, — ich finde den Aufenthalt im Freien nicht so angenehm, um ihn zwecklos zu verlängern.“

„Wenn ich mich aber widersetze,“ warf Seppel sich trotzig auf, nachdem er sich überzeugt hatte, daß der Fremde sich allein befand.

Statt weiterer Antwort machte dieser den rechten Arm unter dem Mantel frei und faßte das obere Ende eines sogenannten Todtschlägers, dessen unteres Ende mit Blei ausgegossen war und an einem Riemen um das Handgelenk hing; — als er den bewaffneten Arm erhob, knarrte das biegsame Fischbein, woraus die heimtückische Wehr geflochten war.

Seppel schien vollkommen überzeugt, — denn er reichte augenblicklich die erst verweigerten Stiefel dar. In Wahrheit aber bestimmte ihn ein anderer Umstand zur Widerstandslosigkeit. Als nämlich der Fremde sich aus den Falten seines Mantels losschälte, fielen einige weiße Papierblätter auf die Erde, welche vermuthlich in der Manteltasche gesteckt haben mochten. Seppel hoffte ganz gegründet, daß der Besitz dieser Papiere für ihn werthvoller sein würde, als sein bisheriges Pfand und gab darum nach. Auf der Schneedecke hoben sich die verlorenen Blätter nicht ab und so konnte Seppel erwarten, daß der Fremde sich entfernen werde, ohne seinen Verlust bemerkt zu haben.

Zehn Minuten später war es wieder stille an den Ufern des kleines Sees und nur einige krächzende Raubvögel kreisten über seinem gefrorenen Spiegel.

Seppel war mit seinem Funde nach Hause geeilt, unterwegs hatte er wohl einen Blick in die Papiere geworfen, aber bei seiner höchst mangel-

haften elementaren Bildung entnahm er nichts weiter aus ihnen, als daß es Dokumente seien, welche an verschiedene Behörden ausgestellt waren. Mehrere Siegel mit ungleichen Wappen, — Stempel in den Ecken und unleserliche Unterschriften waren die Merkmale, welche Seppel als wichtig genug betrachtete, um die Papiere für werthvoll zu halten.

Bis dahin hatte Seppel mit einer für einen so jungen Menschen, wie er war, auffallenden Vorsicht operirt, — aber dem Einfluße jugendlicher Unbesonnenheit konnte er doch nicht ganz widerstehen. An den Besitz von Geld nicht gewöhnt, beobachtete er in der Verausgabung des von dem Fremden erhaltenen Geldes nicht die nöthige Reserve und machte sich dadurch der emsig suchenden Polizei um so mehr verdächtig, als seine Arbeitslosigkeit notorisch war. Die Folge hievon war, daß die Behörde Veranlassung nahm, sich sehr eingehend mit Seppel zu beschäftigen und endlich auch auf die Vermuthung kam, derselbe möge Mitwisser, wenn nicht gar Mitbetheiligter bei der Verübung eines Verbrechens sein, dessen Thäter die Polizei mit aller Energie zu entdecken bemüht war. Seppel kam einem kitzlichen Verhör nicht aus, aber Dank seiner Vorsicht, sich sein Alibi zu sichern, mußte er von der Instanz entbunden werden. Als der junge Taugenichts durch eigenes Verschulden in Gefahr gekommen war, hatte er doch die Klugheit behalten, sich der ihn compromittirenden Papiere zu entäußern und so kamen dieselben in den Besitz des dem Leser bekannten Alten, der noch immer am Tische im Hofbräuhause sitzt.

Es wurde neun Uhr, — endlich erschien auch Seppel und setzte sich, wie zufällig, neben dem Alten. Das Hofbräuhaus in München hat auch seine „todte Saison," seine „Sauregurkenzeit," — es ist diejenige Periode, in welcher das eingebraute Bier ausgegangen ist und durch anderwärts erzeugtes Fabrikat ersetzt wird. Kommt diese Zeit, so veröden die Hallen des Hofbräuhauses nach und nach und in solcher Zeit ist es auch möglich noch einen Platz zum Sitzen zu erhalten, woran unter normalen Verhältnissen zu denken geradezu eine Lächerlichkeit ist.

„Du kommst spät," begann der Alte.

Seppel gab keine Antwort.

„Bringst Du Nachrichten?" frug er weiter.

„Den T— auch," murrte unwirsch Seppel in sich hinein.

„Was hast Du?"

„Ach was," begann der unmuthige Seppel, „so ist es, wenn man sich mit hohen Herren einläßt, — erst nützen sie die Leute aus, dann lassen sie uns im Stiche."

„Sieht es so aus? Nun so rede!"

„Du kannst mir doch auch nicht helfen."

„Wer weiß. — Zwei sehen immer mehr als Einer."

Seppel zögerte noch immer mit einem Berichte.

„Siehst Du, Seppel, ich habe mich gestern Abend allerdings über Dich geärgert, aber ich bedenke, Du bist noch ein junger Kerl und verstehst es eben nicht besser. Ich trag' es Dir darum auch nicht nach, daß Du Dich von uns hast lossagen wollen, obwohl es eigentlich undankbar von Dir ist. — Aber jetzt sehe ich Dich in der Klemme und da will ich Dich nicht im Stiche lassen. Rede, was hast Du?"

„Nun seht, Alter," sprach der Soldat, „Ihr wißt doch, wie mir damals die Polizei im Nacken saß, als sie den ganzen Lehel absuchte?" —

Der Alte nickte mit dem Kopfe, zum Zeichen, daß er sich der Sache sehr wohl erinnere.

„Ihr wißt ferner auch noch, wie ich damals sehr in's Gedränge kam und nur durch die Vermittlung eines hohen Herrn loskam?"

„Nein, das weiß ich nicht."

„Die Sache ist mir eigentlich selbst nie ganz klar geworden. Ein Herr, den ich vordem nie gesehen hatte, kam zu mir in die Untersuchungshaft. Er gab mir Anweisungen, wie ich mich zu verhalten habe, was ich auszusagen hätte und was ich verschweigen solle und so fort und versprach mir, mich, wenn ich ihm folge, nicht außer Augen zu lassen. Ich that, wie er mir geheißen und richtig, sie ließen mich alsbald laufen."

„Und seitdem?"

„Nun seitdem sah ich den Herrn noch öfter."

„Hast Du mit ihm gearbeitet?"

Seppel wurde etwas zurückhaltend, — mit einem leisen Anflug von Beschämung entgegnete er:

„Mit ihm gearbeitet — so eigentlich nicht, — ich will es geradezu gestehen, wenn ich aufrichtig sein soll, so muß ich sagen, daß er eigentlich mit mir gearbeitet hat.“

„Wie so?“

„Er gab mir Aufträge, die ich ausführen sollte.“

„Und die Du auch ausführtest?“

„Ob,“ erwiderte Seppel und eine Art von Stolz verbreitete sich über sein Gesicht.

„Was denn?“

„Der gestrige Krawall.“

„Was ist's mit dem?“

„Nun, er ist mein Werk.“

„Ei so lüg Du und der —“

„Soll mich Dieser und Jener holen, wenn ich nicht die Wahrheit sage“ betheuerte der an seiner Eitelkeit verletzte Soldat und erzählte dem Alten die ganze Einfädlung und Betreibung der bekannten Excesse im Sterngarten.

„Und was hat Dir dieses schöne Stück Arbeit getragen?“ frug der Alte, nachdem er mit großem Interesse und nicht ohne hie und da kundgegebenen Zeichen der Anerkennung der Erzählung Seppels zugehört.

„Das ist's ja eben,“ polterte dieser.

„Was?“

„Ich suchte heute den Herrn auf, für den ich die ganze Sache ausgefochten, und verlangte von ihm, daß er mir einen anständigen Lohn gebe.“

„Und er hat Dir vermuthlich die Thür gewiesen, nicht wahr? Ich kenne sie, diese hohen Herren.“

„Er war gerade im Begriffe auszugehen, hörte mich ruhig an und antwortete dann, daß er mich, wenn ich wieder einmal es mir sollte beigehen lassen, von ihm etwas fordern zu wollen, die Treppe hinunterwerfen lassen werde.“

„Der Schuft!“

„Und dann —“

„Dann?“

„Dann drohte ich ihm, daß ich mich an ihm rächen wolle und wenn er meine Forderungen nicht erfülle, hingehen würde, von ihm Alles zu sagen, was ich wisse.“

„Was that er da?"

„Er zog seine Uhr und sagte: „Wenn Du in Zeit von einer halben Minute noch hier vor mir stehst, so lasse ich Dich ohne Gnade auf die nächste Wache führen" — und da ging ich."

„Das hast Du dumm gemacht."

„Als er sah, daß ich mich anschickte zu gehorchen, sprach er noch weiter: „Wenn Du zu mir kommst, um mich um ein Geschenk zu bitten, wohlverstanden um ein Geschenk, so werde ich nicht karg sein, eine Belohnung aber bin ich Dir weder schuldig, noch werde ich sie Dir geben." — Wie ich darauf auf die Straße kam, weiß ich selbst nicht mehr genau, — ich hätte den Kerl erdrosseln können."

Triumfirend sah der alte Gauner den jungen Mann an, — denn er fühlte, daß dieser wieder sein sei. —

Sechzehntes Kapitel.

Der Ausmarsch.

In der Feder des Schriftstellers steckt eine eigensinnige Fee. Sie tyrannisirt den Autor und macht nicht selten den Leser unwillig. Zürne mit dieser Fee, nachsichtiger Leser, nicht mit mir, wenn ich seither mit einer Umständlichkeit erzählt habe, welche vielleicht nicht nach Deinem Geschmacke war. Ich bin bis jetzt in Bezug auf Zeit sehr wenig vom Fleck gekommen, aber nun werden die gebunden gewesenen Geister der plaudernden Feder auf einen Augenblick frei und tragen Alles um einige Wochen weiter: meine Geschichte, den charmanten Leser und mich.

Es ist Sonntag. Eine unfreundliche, naßkalte Witterung, wie sie wohl zur Zeit der Aequinoctien, nicht aber zur Sonnenwende zu herrschen pflegt, würde die Bevölkerung Münchens in ihre Behausungen bannen, wenn nicht eine ganz besondere Veranlassung jedes Zurückschrecken vor der Unwirthlichkeit des Wetters verhinderte. — Was ist es, was die Residenz in solche Aufregung versetzt? Die Truppen ziehen in's Feld. —

„Da kommen sie heran die schmucken Bataillone mit flatternden Fahnen und klingendem Spiel. Die Räumlichkeiten des Bahnhofes sind eng besetzt

mit Militär und Zuschauern und Bilder in so abwechslungsreichen Motiven, wie sie diese Hallen noch nie gesehen, entrollen sich vor dem zusehenden Publikum.

Verhältnißmäßig wohl nur Wenige aus der Zahl der Zuschauer hatten ein direktes Interesse an den Abmarschirenden, — wohl der größere Theil war aus Neugierde nur gekommen. Und dennoch fehlte es an diesem Tage an den Scenen, durch welche sich in München sonst die Gelegenheiten zur Versammlung eines zahlreichen Publikums so unvortheilhaft auszuzeichnen pflegen. Die harrende Menge war vergleichsweise stumm, das kunterbunte Treiben, welches unter anderen Umständen „hinter der Front" stattgefunden, fehlte, sympathisch zog in die großentheils dessen nicht gewohnten Gemüther das Gefühl von dem weihevollen Ernst des Augenblicks.

Der Befehl zum Ausmarsch der Garnison war, wenn auch lange schon als bevorstehend erkannt, im Augenblicke der Entscheidung doch unerwartet gekommen. Die ersten Abtheilungen, welche die Garnison verließen, um mit der höchstmöglichen Geschwindigkeit nach dem Operationstheater geworfen zu werden, wurden von dem Befehl zum sofortigen Ausmarsch vollkommen überrascht, — sie waren einbarkirt und von der pfeifenden Lokomotive entführt, ehe sie eigentlich recht in's Klare gekommen, daß es nun endlich doch Ernst geworden. Und fort und fort zogen größere oder kleinere Kolonnen zu den Bahnhöfen, alles verfügbare Fahrmaterial in Anspruch nehmend um thunlichst geschlossen nach Franken vorpoussirt zu werden.

Wer das Märchen zuerst ersonnen, daß das Menschengeschlecht in seiner fysischen Entwicklung zurückginge, weiß ich nicht, — aber daß es allüberall geglaubt zu werden pflegt, ist eine nicht zu bestreitende Thatsache. Die Forschung hat nun zwar längst das Unrichtige der verbreiteten Meinung über die verminderte Entwicklung unserer Race dargethan, natürlich wird es darum nur um so fester geglaubt. Ein einziger vorurtheilsfreier Blick auf die abmarschirenden Truppen hätte genügt, um die Resultate der Forschung anzuerkennen. Es was das erste Aufgebot, theils bartlose junge Leute, aber keck und sorglos, wie ihr bisheriges Leben, — so zogen sie auch hinaus in's Feld, — sie machten sich wohl nicht viel Gedanken über die Möglichkeiten, die ihnen draußen in den Weg kommen könnten, sie sahen vor sich nur den Ausmarsch mit seinen abwechslungsreichen Scenerien und dem übermüthigen Treiben des Feldlagers. Auch die Trennung von den Bekannten und Verwandten, den Bekanntinen und Verwandtinen war nicht so schwer, wie

später bei dem Ausmarsche der Reserven, wo durch den schrillen Pfiff der Lokomotive ernstere, berechtigte Beziehungen schonungslos zerrissen wurden. Der heute ausmarschirende Soldat ließ vielleicht auch sein Schätzchen zurück, das mit nassen Augen und bitto Taschentuch am Bahnhofe stand, um dem Davoneilenden den letzten Gruß zu winken, aber so aufgelöst in Schmerz die Zurückbleibende auch scheinen mag — es bricht doch kein Herz. — Die Elastizität des Herzens ist ein beneidenswerthes Vorrecht der Jugend, eine Erbschaft aus der Kinderzeit, wo man durch ein vorgehaltenes Stück Kuchen den gräßlichsten Schmerz kuriren und ein thränenfeuchtes Gesicht in ein lachendes verwandeln kann. — Der Anblick der Truppen stimmte also doch nicht zur Wehmuth und der wohlfeile Tribut des Mitleids mit den Ausmarschirenden beschränkte sich beim Anblicke der schmucken, frischen Bursche auf ein sehr bescheidenes Maß, — sie sahen ja so munter drein, sie freuten sich ordentlich darauf, für ihr überschüssiges Jugendfeuer einen willkommenen Ableiter zu finden, daß man sie schließlich gar nicht hätte zurückhalten können.

So ziehet denn hinaus mit Gott!

Es war der Wunsch der Zurübleibenden. Und fast durchgängig gefaßt verließen die Angehörigen der Ausmarschirten nach der Letzteren Abfahrt die Bahnhöfe. — Es gab wohl andere Bilder dazwischen, — Scenen voll herzzerreißender Wirkung, Momente voll allsiegender Rührung, — wozu sie schildern wollen? Sie sind vorbei, die Stunden des Jammers und die schönen Momente des Wiedersehens nach überstandenen Gefahren haben die Erinnerung an die ersteren ausgelöscht und deren Schmerzen vielfach vergolten.

Auch von unseren Bekannten sind welche geschieden.

Der Leser weiß wohl, wer sie sind: Der Lieutenant Edmund Karst und Seppel. —

Im Hause des Bankiers Horst war der Ausmarsch der Truppen scheinbar ohne Eindruck geblieben; — Frau von Horst hatte wohl in der Armee Verwandte, jedoch Niemand für den sie sich aus Neigung oder Pflichtgefühl hätte so interessiren können oder müssen, daß der Ausmarsch sie anders, wie eine allgemeine Neuigkeit, beschäftigt hätte; — der Bankier war nur sekundär bei demselben interessirt, insoferne das Eingreifen Bayerns in die Lage die Effekten und Werthe der Börse berührte, — an und für sich und für seine Person wäre es ihm vollkommen gleichgültig gewesen, ob München seine Garnison habe oder nicht, denn er beschäftigte sich bis auf die letzte Zeit ausschließlich nur mit seinen geschäftlichen Combinationen, wozu in den letzten

Wochen noch seine Huldigungen für die verführerische Marchesa kamen. Heute war Horst vielleicht übler gelaunt wie je, denn er sah den Ultimo herankommen und mit diesem in Folge der konstanten Baisse des Monats eine nicht unbedeutende Buße an Differenzen.

Ida Horst war ruhig und, wie es schien, heiter. Nur der Baron von Nordern mochte es bemerken, daß ihr Teint eine jener fatalen Färbungen angenommen, welche die Folgen schlecht durchschlafener Nachtstunden sind. Und Nordern war nicht einen Augenblick im Zweifel, daß die kommenden Nächte des Mädchens noch gar viele schlaflose Stunden enthalten werden. — Vielleicht, daß das ärgste Weh, welches das unschuldige Herz des liebenden Mädchens empfand, weniger die Sorge um den zunächst ja noch nicht gefährdeten Geliebten war, als die herbe Vereinsamung, in der sich die arme Ida befand und fühlte. Für die zurückbleibenden Mütter, Frauen, Bräute und Freundinen der Ausmarschirten blieb die Befriedigung, sich von den Abwesenden unterhalten zu können, — sich nach ihnen bei Befreundeten erkundigen zu dürfen und dergleichen Beschäftigungen mehr, womit gezwungene Passivität sich die lahm hinschleichenden Stunden der Unthätigkeit zu verkürzen bestrebt ist, — aber für Ida Horst gab es nur ein heimliches, von Niemand mitgefühltes Träumen, eine durch die nothwendige Reserve doppelt qualvolle Angst und die fast unerträgliche Last einer vorzuhaltenden gesellschaftlichen Maske. —

Und diese Regungen durchschaute Niemand als der schlaue Nordern. Vor seinem Blicke lag das Herz des gequälten Mädchens offen da, er las darin, wie aus einem in seiner Muttersprache verfaßten Buche, — was war natürlicher, als daß er sein Benehmen darnach einrichtete? —

Die eine Aufgabe, welche Nordern sich gestellt, war geglückt, — der fatale Lieutenant war entfernt, — es galt nun für den Baron die Chancen auszunützen: erst die Neigung des Mädchens erschüttern, dann in der Familie Horst eine Katastrofe einzuleiten, um mit einem Schlage zum autokraten Herrn der Situation zu avanciren.

Der Baron beschloß, keine Zeit zu verlieren.

Siebenzehntes Kapitel.

In der Soirée.

Der reiche Bankier Horst gab heute Gesellschaft. — Ich sage mit Absicht der „reiche" Bankier, weil man im Arrangement der Fête mit einer gewissen Ostentation den Reichthum des Hauses zur Schau zu stellen bemüht war; — nichtsdestoweniger handelte es sich nur um eine Einladung en petit comité.

Baron Norbern, dessen Geschmack und Kenntniß im Arrangement von Festlichkeiten Horst kannte, war von dem Bankier gebeten worden, sich den Vorbereitungen nicht zu entziehen, — er erfüllte die Bitte des Financiers mit großer Bereitwilligkeit, weil er dadurch unter den geladenen Gästen gewissermassen als bevorzugter Hausfreund erschien. —

Die Wohnung des Bankiers enthielt Räumlichkeiten genug, um der Gesellschaft alle jene Annehmlichkeiten bereiten zu können, welche den Gästen gestattet, alle Schattirungen der Unterhaltung zu genießen. Ebenso verschieden wie die Charaktere eingeladener Gäste, ebenso verschieden sind auch die Rücksichtnahmen, welche ein zuvorkommender Wirth, dem darum zu thun ist, daß sich seine Gäste bei ihm heimisch fühlen, zu nehmen hat. — Im Gesellschaftszimmer allein kann unmöglich allen Anforderungen der Geladenen genügt werden, — eine Trennung der verschiedenen Unterhaltungsmotive in gesonderte Appartements ist Grundbedingung einer polymerischen Unterhaltung.

Von diesem Erfahrungssatze ausgehend, hatte Norbern eine Reihe von Zimmern zu Gesellschaftsräumen gemacht und in ihnen den einzelnen Anforderungen der Gäste vorsorglich zu genügen gesucht; — es waren die Kabinets für ungezwungene Unterhaltung, wohl auch vielleicht für Tändelei, — die Zimmer für das Spiel und — Concession für unverbesserliche Garçons — für die Cigarre.

Von den zahlreichen Gästen, welche sich in den glänzenden Appartements Horsts einfanden, sind für meine Geschichte nur sehr wenige von Bedeutung. Neben den Angehörigen des Hauses interessirt eigentlich mit Ausnahme des Barons von Norbern den geneigten Leser Niemand mehr als die Marchesa Sarto, welche einige Zeit unserer Beobachtung entrückt worden ist.

Habe ich vermocht die aufgekeimte Neigung des Bankiers zu der welschen Sirene im zwölften Kapitel dieses Buches richtig zu zeichnen, so kann es wohl keinem Zweifel unterliegen, welche Folgen die dort erzählte Unterredung Horsts mit dem Baron nach sich zog. Die berechnete Reserve der Marchesa hatte bei dem in den Künsten raffinirter Koketterie wenig erfahrenen deutschen Bankier, ihre Wirkung zu machen nicht verfehlt, und er zählte die Tage nur mehr nach den möglichen Gelegenheiten, welche sie ihm boten oder bieten konnten, die sein ganzes Denken absorbirende Circe zu sehen.

Es gehört eine ganz außerordentliche gesellschaftliche Gewandtheit dazu, die unvermeidliche Steifheit und traditionelle Langeweile, welche beim Beginn einer jeden Soirée gang und gebe sind, auf ein so bescheidenes Maaß zu reduciren, daß die Nachwirkung dieser unerquicklichen Eingangsperiode sich nicht erlahmend über die Conversation des ganzen Abends verbreite. Die Liebenswürdigkeit der Frau von Horst, das sanktionirte Cicisbeat des Baron von Norbern, vor Allem aber das allgemeine Interesse, welches die mythische Marchesa in der für solche Erscheinungen ziemlich kleinstädtischen bayerischen Residenz in den letzten Wochen hervorgerufen hatte, halfen den Mehlthau zerstreuen, welcher sich sonst wohl, hervorgerufen durch die peinlichen socialen und politischen Zustände der Gegenwart, auf die Unterhaltung der Gäste gelagert haben würde.

Der sehr geehrte Leser wird mir wohl gestatten, daß ich mich davon dispensire, ihm die allgemeine Conversation der anwesenden Gäste zu erzählen. Mit seiner Erlaubniß führe ich ihn sogleich in eines der kleinen Cabinete, welche nach dem Plane Norberns für Gespräche en petit cercle bestimmt waren. Es ist der Baron, welcher sich auf einem Schaukelstuhle wiegt, der ringsum von blühenden Oleandern verdeckt ist. Er hat sich hieher zurückgezogen, weil die Marchesa vorhin ihm ein Zeichen gegeben, welches er als eine Aufforderung hiezu betrachten zu müssen glaubte.

Nach einer kurzen Pause endigt der Baron sein bewegungsloses Brüten, er hat eine Atlasrobe rauschen gehört. Sich vom Stuhl erhebend, sieht er die schöne Italienerin allein dem Bosquet sich nähern. Die aromatischen Düfte der blühenden Kinder einer südlichen Flora erfüllen das wohlig trauliche Gemach, durch welches nur durch farbige Astrallampen ein wollüstiges chiaro scuro verbreitet war.

Die Marchesa setzte sich.

„Caro, sagen Sie mal, was spielen Sie für eine Comödie?“

„Comödie? Ich, Marchesa? Haben Sie mich nur herbestellt, um mich das zu fragen?"

Die Marchesa lachte.

„Sie sind reizend. Ich wußte nicht, daß es ein Unglück sei, von mir ein Rendez-vous zu erhalten!" —

„Chiara, Sie haben mir schon oft verboten, Ihnen Artigkeiten, selbst wenn sie aufrichtig gemeint waren, wo anders als in der Gesellschaft zu sagen. Kann es Sie wundern, wenn ich mich bemühe, Ihren Befehlen gerecht zu werden?"

„Es müßte sehr unterhaltend sein, dieses Wortgeplänkel noch eine Weile fortzusetzen, mein Freund, aber man würde uns stören, ehe wir von vernünftigern Dingen gesprochen haben, und darum wiederhole ich meine Frage: was haben Sie vor?"

„Zu siegen!"

„Heute?"

„Vielleicht!"

„Lassen Sie hören!"

„Zuerst eine Frage! Haben Sie Nachrichten von Italien?" frug der Baron.

„Nur wenig, und dieses Wenige ist schlimm genug!"

„Va bene, so werden Sie gut thun, in meine Vorschläge zu willigen. Horsts Neigung hat sich nachgerade bis zu einer Leidenschaft gesteigert, welche nur einer geringen Aufmunterung bedarf, um alle Dämme der bürgerlichen Gesetze zu durchbrechen."

„Und Sie halten wohl dafür, daß der geeignete Zeitpunkt dazu gekommen sei?"

„Wir sind nicht gedrängt, aber wozu temporisiren? Wir laufen dabei möglicherweise Gefahr, daß neue, dann wieder frisch zu bekämpfende Faktoren die Lösung erschweren."

„Sind Sie des Erfolges so sicher?"

„Sicher? das glaubt man immer, und doch haben wir Beide schon Niederlagen erlitten."

„Sprechen Sie, was soll ich thun?"

„Sehr wenig. Geben Sie Horst ein Rendez-vous, machen Sie ihn umthig — ich schwöre Ihnen, Chiaretta, der Gedanke hieran ist die einzige Pein, welche mich bei diesem Unternehmen martert — und wenn der un-

verdient Glückliche zu Ihren Füssen liegt, so sorgen Sie dafür, daß in ihm Zweifel über die Treue seiner Frau aufsteigen."

Die Marchesa sah unsicher den Baron an.

„Per dio! Sie verlangen sehr ungereimtes Zeug! Zu was soll's führen, — wenn der spießbürgerliche Deutsche eifersüchtig wird?"

„Es soll die Lösung des Knotens herbeiführen!"

„Ist das Alles, was Sie mir zu sagen haben?"

„Zunächst!"

„Dann bedaure ich die Mühe, die Sie sich gegeben haben, mich instruiren zu wollen," spöttelte die schöne Frau, indem sie sich erhob.

„Wie, Sie helfen mir nicht?"

„Sie sind unverbesserlich, Conte, mit wem sprechen Sie?" Mit mir, die die italienischen Intriguen der letzten acht Jahre an den Fingern herzählt, und mich wollen Sie zum simplen Werkzeug machen? Gehen Sie, gehen Sie, ich will noch soviel Freundschaft für Sie haben, die Beleidigung zu vergessen, die in dieser Unterschätzung liegt."

Die Marchesa machte eine Bewegung, wie wenn sie sich entfernen wollte, — der Baron faßte ihre Hände und hielt das schöne Weib zurück.

„Chiara, seien Sie nicht so heftig, — ich will Ihnen ja Alles sagen," beschwichtigte sie der Baron, „hören Sie mir nur noch zwei Minuten zu; Sie werden sich überzeugen, daß ich ganz in Ihrem Interesse handle. — Wenn Sie Horst's Eifersucht erregt haben werden, so wird er, je mehr er selber der Nachsicht bedarf, um so empfindlicher für seine Hausehre, wie wir in Deutschland die famose Erfindung der ehelichen Treue nennen, sein und wenn wir Beide, Sie und ich, uns über den Zeitpunkt einigen, so kann ich es schon so einrichten, daß das Erwachen der Eifersucht Horst's mit der Möglichkeit, sich von der Richtigkeit seiner Zweifel zu überzeugen, zusammenfalle."

„Das verstehe ich nicht, mein Freund."

„Und doch sprach ich bis zur Indiscretion deutlich, — interpretiren Sie meinen Worten jede beliebige Deutung —."

„Auch die, daß der Conte Rosotti —"

„Baron Nordern, Marchesa —."

„Meinethalben, daß der Baron von Nordern wie eine Frau operirt und sein Exterieur und seine anstudirte Coquetterie zur Basis seiner Combinationen macht?"

„Auch die, Marchesa; kann es Sie wundern, wenn ich von der Bewunderung Ihrer Erfolge hingerissen den Versuch mache, es Ihnen nachzuthun?“

Die Marchesa war gewohnt, ihre Gedanken nicht in ihren Mienen wiederspiegeln zu lassen, dennoch flackte es auf Sekundendauer wie Feuer in ihren Augen, sie preßte die Lippen aufeinander, sah starr den Baron an, welcher ihr fest in die Augen schaute, aber sie schwieg. — Es war wie wenn im Duell zweier gewandter Fechter Hiebe à tempo gesessen. —

„Hier finde ich Sie endlich, schöne Frau,“ sprach eine männliche Stimme hinter dem Baron, welcher, sich umsehend, in dem Sprecher den Hausherrn erkannte.

Unbefangen wie ein Kind antwortete die Marchesa:

„Ja, bester Herr von Horst, ich habe hier dem Baron von Nordern ein Rendez-vous gegeben.“

„Bei dem ich störe?“ frug mit einer komischen Grimasse der Bankier.

„Sie machen mich mit Ihrer Ernsthaftigkeit lachen, Herr von Horst, — man muß gestehen, Sie machen den unterhaltenden Wirth mit einer Liebenswürdigkeit, daß man Ihnen direkte Complimente darüber nicht vorenthalten darf.“

Horst wußte in diesem Augenblicke nicht, wie er sich benehmen solle, — er wäre gerne geblieben, glaubte aber auch, daß er sich zurückziehen solle; — die Marchesa half ihm aus seiner Verlegenheit, — sie hing sich in den Arm des Bankiers, gab Nordern einen leichten Schlag mit dem Fächer, indem sie sagte:

„Sie sind unverbesserlich, Herr Baron, — wer möchte es unternehmen wollen, Sie zu bekehren!“ und zu Horst gewendet fuhr sie fort:

„Gehen wir zur Gesellschaft zurück.“

Die Marchesa sprach diese Worte in einem Tone der Entschiedenheit, daß Horst nicht den leisesten Versuch wagte, sie zurückzuhalten, obwohl er in der Absicht gekommen war, das tête-à-tête seines Freundes Nordern zu übernehmen. Aus dem Gesichtsausdrucke der schönen Frau an seinem Arme etwas Aufklärendes zu lesen, war dem Bankier ganz unmöglich, denn die Züge dieser Frau hatten zu sehr gelernt nur denjenigen Ausdruck wiederzugeben, welchen festzuhalten ihr Wille.

Man war in den Hauptsalon rückgekehrt, wo sich die Gäste eben anschickten die unvermeidlichen Amusements einer Soirée auszuhalten, wobei in erster Linie die Maltraitirung des Flügels seine Rolle spielt. Diese Drang-

salirung zu zweifelhaften Kunstgenüssen ist eine ganz raffinirte gesellschaftliche Tortur, deren noch immer nicht vollzogene Abschaffung ein bedenkliches Licht auf die Verbesserungsbestrebungen unserer Zeit in Bezug auf gesellschaftliche Gebräuche wirft. Mit Nasenrümpfen beschaut man heut zu Tage den Unbeholfenen, welcher es sich beigehen läßt das salbungsreiche „werthe Wohlsein" unserer Altvorderen auszusprechen, aber so weit ist man in der Vernünftigung der gesellschaftlichen Manieren noch immer nicht gekommen, daß man in Privatzirkeln das Spenden von Beifallsbezeugungen als Anerkennung eines Vortrages verpönt, nachdem es doch einem Zweifel nicht unterliegen kann, daß dieses Beifallspenden ex officio eine grobe Ungezogenheit involvire. Aber es ist Gesetz, darum wird es goutirt, schaffte man doch lieber gleich die Veranlassung dazu ab, so hat man das Uebel mit der Wurzel ausgerottet.

Der Eintritt der Marchesa am Arm des Hausherrn theilte die Aufmerksamkeit der Gäste und zog sie momentan noch von dem abscheulichen Möbel ab, welches unsern Salon verunziert und Flügel genannt wird.

Frau von Horst war bisher etwas unruhig gewesen, es hatte sie befremdet, gleichzeitig den Baron und die Marchesa zu missen; nun sie Letztere am Arme ihres Gatten kommen sah, war sie wieder vollkommen zufriedengestellt. Närrische Welt! Eine weitgehende Galanterie des Mannes würde die Dame ziemlich gleichgültig gelassen haben — von Seite des Freun es einer andern Dame erwiesen, hätten sie in der Frau des Hauses eine Aufregung hervorgerufen, welche mit dem richtigen Namen zu bezeichnen Frau von Horst wohl selbst in Verlegenheit gewesen wäre.

Ida Horst saß umgeben von einer Anzahl Herren von mehr oder weniger zweifelloser Jugend. Sie horchte zwar mit gebührender Aufmerksamkeit den Reden der huldigenden Männer, aber es kostete sie große Mühe, nicht zerstreut zu erscheinen, denn die eigensinnigen Gedanken arbeiteten immer und immer wieder hinaus aus dem für ihre Wünsche zu engen Salon nach den unbekannten Orten, wo die Entscheidung der Zukunft Deutschlands mit Klinge und Mündung — wie es des gebildetsten Volkes der Erde, als welches die Deutschen sich selbstgefällig selber bezeichnen, würdig! — debattirt wurde.

Man war in der Gesellschaft anfänglich bemüht gewesen, jede Conversation zu umgehen, welche peinliche Anklänge in einzelnen Anwesenden hätte hervorrufen können. Aus diesem Grunde waren auch Nachrichten vom Kriegsschauplatze noch nicht als Gesprächsthemen aufgeworfen worden, aber

eben weil Alle sich in Acht nahmen, diese Materie zu berühren, dachten Alle mit besonderer Hartnäckigkeit daran; — zuletzt war es doch der Fall, daß nach einigen einleitenden Bemerkungen plötzlich die Conversation sich um die Ereignisse auf den Kriegstheatern drehte und es stellte sich heraus, daß die meisten der Anwesenden mit Nachrichten davon beladen waren, von denen natürlich jeder Einzelne überzeugt war, die seinigen seien die authentischsten.

Während der Inhalt eines Briefes, welchen ein alter Pensionist von seinem in Franken stehenden Sohne erhalten und bruchstückweise vorgelesen hatte, durchgesprochen wurde, war Nordern hinter den Stuhl Ida's geschlichen und, wie um die Unterhaltung nicht zu stören, sachte auf ein Tabouret gesessen, welches er so an den Stuhl Ida's gerückt hatte, daß er über dessen Lehne weg ungezwungen plaudern konnte.

Die Anwesenden hörten mit erklärlicher Aufmerksamkeit dem Vortrage des alten Herrn zu, welcher der Gesellschaft haarscharf bewies, daß die feindliche Armee unmöglich in der Verfassung sei, gegenwärtig einen entscheidenden Schlag zu unternehmen, wobei er als Basis seine Behauptungen, seine eigenen Fachkenntnisse zu Hülfe nahm. Er zählte die Meilenentfernungen an den Fingern her und bewies an der Hand der taktischen Direktiven, die Unmöglichkeit aller jener Operationen, welche der preußische Heerführer schließlich nnn doch möglich machte, und dadurch das bisherige sklavische Vertrauen in die ehrwürdigen Normen der tabellisirten strategischen und taktischen Wissenschaftlichkeit so von Grund aus erschütterte. — Baron Nordern, die gespannte Aufmerksamkeit der Gäste benützend, zischelte Ida Horst leise über die Lehne ihres Stuhles weg zu:

„Sehen Sie sich nicht um, Fräulein, ich habe Ihnen etwas zu sagen.“

Ida war fast unwillig, jedenfalls sehr erstaunt.

Der Baron fuhr fort:

„Unterbrechen Sie getrost Ihre Aufmerksamkeit für den Vortrag vom Kriegsschauplatze, — ich habe genauere Nachrichten, — Nachrichten, welche Sie persönlich interessiren.“

Ida machte eine Bewegung der Unzufriedenheit, welche sehr wahrscheinlich der Ausdruck der Unbehaglichkeit war, daß der Baron sich erdreiste, mit ihr wie ein bevorzugter Vertrauter zu zischeln. Wenigstens faßte dieser die Bewegung des schönen Mädchens in diesem Sinne auf, denn er sprach:

„Ich muß wohl meine Accreditive vorlegen, damit Sie mich mit meinen Mittheilungen nicht abweisen. Das ist schnell gethan, ich brauche Ihnen nur die Worte zu sagen: Theaterzettel — Frauenkirche u. s. w."

Das arme Mädchen fühlte plötzlich eine eisige Hand in die heimlich glimmenden Regungen seines unentweihten Herzens greifen, — es sah entsetzt in dem Munde des Barons die unklaren Empfindungen seiner selbst unbewußten Seele profanirt und glaubte vor Scham und Verlegenheit in die Erde sinken zu müssen. Es summte und schwirrte ihm vor den Augen und Ohren, das arme gequälte Herzchen schien seine Funktionen einstellen zu wollen und wäre nicht die Stimme des unglückseligen Norderns dazwischen gekommen, die gepeinigte Ida wäre in Ohnmacht gesunken.

„Fassung, Fassung, theures Fräulein," flüsterte der Baron, „ich bin der einzige Mitwisser Ihrer kleinen Angelegenheiten, — Cavaliersparole, daß ich gegen Niemand eine Aeusserung darüber gemacht."

Dabei klang die Stimme des Barons so theilnehmend und aufrichtig, wie man es bei dem Charakter Norderns gar nicht für möglich gehalten haben würde. Aber der Baron hatte sich in der Gewalt und unterdrückte das Gefühl freudiger Befriedigung, welches sich ihm aufdrängte als selbstgenügender Lohn für die Richtigkeit seiner schlauen Combinationen während der Theatervorstellung und am darauffolgenden Morgen, wo der sehr geneigte Leser und ich des Barons ungesehene Begleiter waren.

„Es thut nichts zur Sache, bei welcher Gelegenheit ich Mitwisser Ihres Geheimnißes wurde; daß ich keinen Gebrauch davon machte, ist ein Beweis meiner Discretion, und daß ich heute mit Ihnen darüber spreche, verbürgt Ihnen, wie ich bemüht bin, mir durch Dienstbereitwilligkeit Ihr Vertrauen zu erwerben."

„Herr von Nordern, ich weiß nicht," — — lispelte Ida hinter dem vorgehaltenen Fächer, und eine glühende Lohe schlug über ihr Gesicht.

„Man beobachtet Sie, sprechen Sie kein Wort, sondern vertrauen Sie blind auf mich und ihn!"

Und Nordern erhob sich, um jeder weitern Conversation über diesen Gegenstand auszuweichen; der schlaue Intriguant hatte den Zeitpunkt für seine Mittheilungen an Ida wohlberechnet. Inmitten der Gesellschaft, der Beobachtung aller Anwesenden ausgesetzt, entging er folgerichtig allen unbequemen Fragen, und dadurch der Nothwendigkeit in den geforderten Antworten temporisiren oder Unwahrheiten sagen zu müssen.

Von da an schien es, als glaube der Baron alle Pflichten, welche er als Freund des Hauses gegenüber der Gesellschaft hatte, erfüllt zu haben, denn er beschäftigte sich fast ausnahmslos mit Frau von Horst, zu deren cavaliere servente er sich machte.

Achtzehntes Kapitel.

Werbungen.

„Sie weinen?" frug im Tone des höchsten Erstaunens Banquier Horst die Marchesa, welche in einem der Seitenkabinets in einem Album blätterte und eben mit einem aus der tiefsten Tiefe ihres gepreßten Innern kommenden Seufzer ein Jank'sches Aquarell weglegte. Die Augen der schönen Frau waren feucht und glänzten in dem schwermüthigen Thau, von welchem man nicht weiß, ob ihn die gütige Natur zum Trost der Bedrückten oder zur Qual für deren Umgebung spendet.

„Wie können Sie verstehen, was ein Frauenherz empfindet, dem ein widriges Geschick Alles das geraubt, in dessen Besitz die Frauen Ihrer Heimath sich glücklich fühlen können."

„Sie sind unglücklich, Marchesa? So schön, so verehrt, so liebenswerth —."

„Schweigen Sie von diesen Eigenschaften, welche Ihre Galanterie mir andichten zu müssen glaubt. Wie könnten sie mir den Verlust der Heimath ersetzen, mich die Erinnerung an das lazurene Blau des italienischen Himmels, an die mährchenduftige Pracht unserer südlichen Nächte, vergessen machen; man muß sie gekannt haben, diese Wunderwelt des Südens, man muß sie, wie ich, mit Stolz seine Heimath haben nennen dürfen, um die ganze Größe des Verlustes ermessen und dessen nagende Herbe durchempfinden zu können."

„Ihre Worte, verehrte Frau, klagen mich an, ich bin darüber um so untröstlicher, als gerade diese von Ihnen so schmerzlich vermißten Güter die einzigen sind, welche meine Verehrung Ihnen nicht ersetzen kann."

„Sie fassen meine Worte irrig auf, bester Herr von Horst; — ich war wohl auch thöricht, widerstandslos einer Gefühlsanwandlung nachzugeben, welche mich unwillkürlich bei Betrachtung der satten Tinten dieses kleinen Meisterwerkes beschlich.“

„Im Gegentheil, schöne Frau, ich betrachte es als ein Zeichen unverdienter Bevorzugung, einen flüchtigen Blick in den geheimnißvollen Kreis Ihrer seelischen Empfindungen habe werfen zu dürfen.“

Die Marchesa wendete sich gegen den Bankier, sah ihn voll an und reichte ihm mit gewinnender Herzlichkeit die Hand:

„Sie sind ein guter Mensch!“

Horst schwamm in Entzücken. Noch nie hatten seine Reden das Eis der sonst so reservirten Frau in dem Grade, wie heute, zu schmelzen vermocht. Durch diese Wahrnehmung ermuthigt, begann er, indem er die Hand der Marchesa mit Inbrunst an seine Lippen drückte:

„Wenn diese Worte der Ausdruck Ihrer Ueberzeugung sind, Signora, so vergönnen Sie mir durch Thaten zu beweisen, was ich in Worten nur unvollkommen auszudrücken im Stande bin; — lassen Sie mich das Prädikat, womit Sie mich eben beehrten, verdienen.“

„Wir stehen wohl schon wieder auf dem Punkte, uns nicht zu verstehen, Herr von Horst.“

„Doch, theuerste Marchesa, Sie müssen mich verstehen. O machen Sie mich glücklich, indem Sie mir die Gnade erweisen, mich anzuhören. Marchesa! Ich verfolge Sie seit dem Augenblicke, wo ich Sie in der Loge sah, mit fieberhaftem Eifer. Ich hüte Sie, wie der Geizhals seinen Schatz bewacht und ängstlich in jedem Geräusch eine Gefährdung wittert; — ich log mich in Träume hinein, wie wenn ich der berechtigte Hüter Ihrer Person sei, denn Sie beherrschten mit unangezweifelter Omnipotenz mein ganzes Denken und Fühlen. Signora! Sie haben eine Heimath verloren, — ich bin Zeuge des Schmerzes gewesen, welchen Sie über diesen Verlust empfinden, denn ich sah Ihre Augen beim Anblick eines Bildes über ein Motiv Ihres schönen Südens sich mit Thränen füllen; ich kann Ihnen nicht Das wiedergeben, was Sie jetzt so schmerzlich vermissen: die alte Heimath, aber — eine neue will ich Ihnen bieten, wo zwar das Füllhorn einer überreichen Naturschönheit nicht wie in Hesperien überquillt, wo aber ein nur in Ihrer Zufriedenheit sein eigenes Genügen findendes Herz selig sein wird, durch aufopfernde, Ihre Wünsche errathende Dienstbarkeit Sie zu trösten.“

Die Marchesa wendete sich ab, aber sie schwieg. Dies war in Anbetracht der Kühnheit seiner Worte für Horst ein gutes Zeichen, er fuhr darum fort:

„Sie schweigen, Marchesa?"

„Herr von Horst," antwortete diese zögernd, „wenn ich Ihnen antworten würde, so würde ich damit sagen, daß ich Sie verstanden habe und das — darf ich nicht."

„Beim Himmel, Sie martern mich, anbetungswürdige Frau! Wie? Sie, der Heimath der Liebe entsprossen, dem Märchenlande der Minne, Sie wollen es wehren, wenn ein Mann, dessen Gefühle für die Frauen bisher geschlafen, durch Ihre Schönheit, durch Ihren Liebreiz und Ihre Anmuth Liebe zu empfinden gelernt hat? Nein, das können, das dürfen Sie nicht, — denn ich, ich, Chiara, ich liebe Sie."

„Zu weit, Herr von Horst, sind wir Beide schon gegangen, — Sie in Ihrer Rede, ich in meiner Duldsamkeit, — unsere Schuld ist beiderseits groß, — vergessen wir diesen Moment, wie wenn er nie gewesen."

„Nein, nein," rief begeistert von der ermunternden Nachsicht der Marchesa, Horst, „ich kann nicht mehr länger in diesem qualvollen Zustande des Zweifels leben, wie bisher, — Chiara, so hören Sie doch: ich liebe Sie, liebe Sie wie ein Jüngling die Geliebte seiner Jugendträume, liebe Sie mit der Gluth der ersten heftigen Neigung, die ich auch für Sie empfinde, — ich lebe, denke, athme nur mehr in Ihnen, — können Sie mich dabei kalt von sich stoßen? Haben Sie kein Herz?"

„Wozu dieses Gespräch verlängern, mein Freund?" schaltete die Marchesa ein, „wenn Sie vergessen, daß Sie Pflichten haben, so kann ich es nicht, — ich erinnere Sie daran jetzt, um Ihnen später bittere Augenblicke zu ersparen."

„Ist es denn so ganz und gar unmöglich, mich zu lieben?" rief im Tone der Verzweiflung Horst aus.

„Sehen Sie mich an, Freund," sprach ernst doch ohne Vorwurf die Marchesa, „was soll es nützen, wenn ich Ihnen gestatte, mir von Liebe und Zuneigung zu sprechen? Sie fesseln ewige Bande, die zu lösen in keines Menschen Macht liegt, — das zweifelhafte Glück, mir von den Empfindungen Ihres Herzens zu sprechen, würde reiflich aufgewogen durch den immer wiederkehrenden Schmerz, an eine nicht zu ändernde drückende Fessel gemahnt

zu sein. Ersparen Sie sich diesen endlosen Kummer, mein Freund, — ersparen Sie ihn sich und — mir."

Die Marchesa hatte den Bankier sicher im Garne, — sie machte ihm eigentlich keine Conzessionen, ohne ihm aber alle Hoffnungen zu rauben.

„Chiara, Chiara, — lassen Sie es mich noch einmal hören, dieses eine Wort, — noch einmal —."

„Vergessen Sie es lieber ganz, — wir machen uns nur weich, indem wir uns fort und fort in Träumen wiegen, deren Erfüllung so ganz unmöglich."

„Nein, nein, ich lasse Sie nicht, Chiara, — ich kenne kein Hinderniß, welches zu beseitigen ich nicht erbötig bin, um Sie mein nennen zu können, — ich höre nur mehr eine Stimme, — die Stimme meines Herzens, meiner Liebe, die mich lehrt, Alles um Sie, um Ihren Besitz zu wagen."

Bei diesen Worten stürzte der Bankier auf die Hände der Marchesa, drückte einen kurzen, aber heißen Kuß auf dieselben und eilte in aufgeregter Hast durch eine Seitenthüre ab.

Die Marchesa sah ihm mit dem unbeschreiblichen Lächeln der Siegeszuversicht nach, — dann wandte sie sich zum Gesellschaftszimmer, indem sie vor sich hin sprach:

„Cosi fan tutti."

Horst befand sich in einer Aufregung, daß er für Alles, was außer Beziehung zu der schönen Chiara war, ohne Verständniß blieb. Die halbe Annäherung der Marchesa verbannte nicht alle Hoffnungen und ließ die verlockende Perspektive, welche sich der Bankier bisher vorgeträumt, als ein zu erreichen mögliches Ziel erscheinen. Nur der einzige Nebengedanke, daß seine Frau das Hinderniß sei, welches die sofortige Erreichung seines Zieles vereitle, vermochte sich noch in seinen Empfindungen zur Geltung zu bringen und, diesem störenden Gedanken nachsinnend, gelangte Horst bis vor die Thüre des Boudoirs seiner Frau.

Frau von Horst, scheinbar einer wirthschaftlichen Pflicht genügend, hatte von dem Vorrechte der Hausfrau Gebrauch gemacht und einen Augenblick den Salon verlassen. Norbern, es gewahrend, war ihr, unbemerkt von der Gesellschaft, gefolgt.

Er fand die Dame des Hauses in ihrem Boudoir. Ihn dahin zu geleiten wäre doch ein wenig indiscret, so lange der Baron sich allein mit der Frau des Bankiers befindet, denn offenbar sind Beide gewillt, ihre

Von da an schien es, als glaube der Baron alle Pflichten, welche er als Freund des Hauses gegenüber der Gesellschaft hatte, erfüllt zu haben, denn er beschäftigte sich fast ausnahmslos mit Frau von Horst, zu deren cavaliere servente er sich machte.

Achtzehntes Kapitel.

Werbungen.

„Sie weinen?" frug im Tone des höchsten Erstaunens Banquier Horst die Marchesa, welche in einem der Seitenkabinets in einem Album blätterte und eben mit einem aus der tiefsten Tiefe ihres gepreßten Innern kommenden Seufzer ein Jank'sches Aquarell weglegte. Die Augen der schönen Frau waren feucht und glänzten in dem schwermüthigen Thau, von welchem man nicht weiß, ob ihn die gütige Natur zum Trost der Bedrückten oder zur Qual für deren Umgebung spendet.

„Wie können Sie verstehen, was ein Frauenherz empfindet, dem ein widriges Geschick Alles das geraubt, in dessen Besitz die Frauen Ihrer Heimath sich glücklich fühlen können."

„Sie sind unglücklich, Marchesa? So schön, so verehrt, so liebenswerth —."

„Schweigen Sie von diesen Eigenschaften, welche Ihre Galanterie mir andichten zu müssen glaubt. Wie könnten sie mir den Verlust der Heimath ersetzen, mich die Erinnerung an das lazurene Blau des italienischen Himmels, an die mährchenduftige Pracht unserer südlichen Nächte, vergessen machen; man muß sie gekannt haben, diese Wunderwelt des Südens, man muß sie, wie ich, mit Stolz seine Heimath haben nennen dürfen, um die ganze Größe des Verlustes ermessen und dessen nagende Herbe durchempfinden zu können."

„Ihre Worte, verehrte Frau, klagen mich an, ich bin darüber um so untröstlicher, als gerade diese von Ihnen so schmerzlich vermißten Güter die einzigen sind, welche meine Verehrung Ihnen nicht ersetzen kann."

Reichner, Adolf,

Die Geheimnisse von München Originalroman aus der Gegenwart

Bd.: 1

München 1867